

N 3412 F

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Zehntausend Lehrer, doch nicht
viele Väter

Quintin Berg
Im Schatten des Heiligtums

Benito Schneider
Selig werden mich preisen alle
Geschlechter

Engelbert Monnerjahn
Der dritte Meilenstein

Blick in die Zeit

9. Jahrgang

Heft 2

April 1974

Inhalt:

Zehntausend Lehrer, doch nicht viele Väter	49
Quintin Berg Im Schatten des Heiligtums	51
Benito Schneider Selig werden mich preisen alle Geschlechter	62
Engelbert Monnerjahn Der dritte Meilenstein	76
Blick in die Zeit	95

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn
Anschrift der Schriftleitung: 5404 Bad Salzig, Postfach 50

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 16,- zzgl. Porto, in der Schweiz Sfr. 20,- zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,50.

Zehntausend Lehrer, doch nicht viele Väter

Nicht wenige Katholiken sind mit der Theologie, wie sie heute von mancherlei Theologen betrieben wird, höchst unzufrieden. Überhaupt scheint ihnen, daß die Theologen einen ungebührlich großen Einfluß in der nachkonziliaren Kirche ausüben. Was dabei für ihr Empfinden bis jetzt in der Hauptsache herauskam, ist Glaubenswirrwarr und Glaubensverfall.

Tatsächlich ist der Einfluß, den die Theologen heute auf den Gang der Dinge in der Kirche nehmen, ziemlich bedeutend. Das fing mit dem Konzil an und setzte sich fort in den vom Konzil ausgelösten Reformvorhaben. Konzil wie auch nachkonziliare Reformen konnten und können der theologischen Spezialisten nicht entbehren. Das aber bedeutet für diese Zuwachs nicht nur an Prestige, sondern an Macht. Auch auf der Bühne der Welt genießen Theologen lange nicht gekannte Publizität und Einflußmöglichkeiten. Dazu hat die theologische Produktion einen Umfang angenommen und erfährt Jahr für Jahr eine Steigerung, daß man nicht einmal mehr in einem begrenzten Spezialfach auf dem laufenden zu bleiben vermag. Dabei ist nicht zu leugnen, daß diese Flut theologischer Publikationen keineswegs nur befruchtend, sondern vielfach beirrend und auflösend wirkt. Wenn Joseph Ratzinger vor kurzem feststellte, daß es in der Kirche heute „dramatische Spannungen gibt, die bis zur Leugnung eines persönlichen, hörenden und antwortenden Gottes und also wirklich bis zum Markt des Christlichen reichen“, dann muß das nicht zuletzt auf das Konto bestimmter theologischer Veröffentlichungen gebucht werden.

Trotzdem wollen wir an dieser Stelle kein Lamento über die heutige Theologie anstimmen. Uns scheint es vielmehr angebracht, die Sache einmal von einer anderen Seite zu betrachten.

Wenn es zutrifft, daß der Einfluß der Theologie in der Kirche heute groß, unangemessen groß ist, und wenn theologische Meinungsäußerungen, die nicht befruchtend, sondern auflösend wirken, ziemlich ungehindert unter das Kirchenvolk gebracht werden können, liegt das nicht auch oder sogar zu einem guten Teil daran, daß im Leben der Kirche das entsprechende Gegengewicht, der entsprechende Ausgleich fehlt? Diese Frage scheint uns jedenfalls bedenkenswert.

Von wem sollte dieses Gegengewicht, dieser Ausgleich in der Kirche kommen?

Bernhard Hanssler, vormals geistlicher Beirat des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und seit einigen Jahren Rektor des Campo Santo Teutonico in Rom, wies Anfang dieses Jahres in einer im „Rheinischen Merkur“

veröffentlichten temperamentvollen Artikelserie „Mit der Theologie leben“ darauf hin, daß die Wissenschaft der Theologie zwar vieles vermöge, aber nicht aus sich fromm mache und vor allem nicht den Glauben erzeuge. Deshalb bedürfe sie der Ergänzung, und zwar der Ergänzung durch eine Glaubensverkündigung, die den Charakter des Zeugnisses habe. Solche Glaubensverkündigung bewirke Existenzvermittlung, auf die es heute ankomme.

Hanssler hat für seine Äußerung gewiß die Hl. Schrift auf seiner Seite.

Muß man jedoch, wenn man die Hl. Schrift zu Rate zieht, nicht noch mehr sagen? Ist nach der Schrift, um christliche Existenz hervorzubringen — und das entscheidende Manko in der heutigen Kirche ist der Mangel an gelebter christlicher Existenz! —, über Zeugenschaft hinaus nicht Vaterschaft vonnöten?

Wenn wir freilich näher zusehen, was die Bibel mit Zeugnis meint, dann erkennen wir, daß sie darunter Vaterschaft versteht. Christliches Zeugnis ist Vaterschaft und fordert Vaterschaft.

Der Zeuge verkündet das Wort Gottes. Das Wort Gottes aber ist, wie Paulus sagt, „Wort des Lebens“ (Phil 2,16). Das will nicht nur heißen: In diesem Wort wird die Botschaft vom Leben verkündigt, sondern: dieses Wort enthält das Leben und teilt es mit. Es ist, bezogen auf Christus, das Leben. So setzt der Zeuge des Glaubens in seinem Wirken fort, was der himmlische Vater in der Sendung des Ewigen Wortes ein für allemal gegenüber der ganzen Menschheit getan hat. In der Ausübung seiner Zeugenschaft wird er gleichsam zur Verlängerung, zum Werkzeug der Vaterschaft Gottes. Er wird selber zum Vater.

Ein solcher Vater begnügt sich nicht damit, das Wort des Lebens in die Herzen zu pflanzen (1 Kor 3,6). Er verbleibt dem Wachstum dieses Lebens teilnehmend verbunden, er sorgt sich täglich darum (2 Kor 11,24), er gibt den Seinen einen Dauerplatz in seinem Herzen (2 Kor 6,11); er ist bereit, für sie alles, auch sich selbst hinzugeben (2 Kor 12,15); er spricht ihnen als väterlicher Erzieher zu: aufmunternd, mahnend, beschwörend (1 Thess 2,12); er ist ihnen Vorbild, damit sie ihn nachahmen können, um Nachahmer Christi zu sein (1 Kor 4,16; Phil 3,17 u. 4,9). Er weiß, welche Speise ihnen bekömmlich ist (1 Kor 3,2). Ja die Vaterschaft gleicht auch darin der Vaterschaft Gottes, daß sie Mütterlichkeit und Mutterdienst umschließt: „Wir waren in eurer Mitte ganz klein, wie wenn eine Mutter ihre Kindlein hegt“ (1 Thess 2,7), und: „Meine Kinder, abermals leide ich Wehen um euch, bis Christus in euch Gestalt gewinnt“ (Gal 4,19). Wie entscheidend solche Vaterschaft für das christliche Leben ist und wie sehr Paulus sie schätzt, bringt er in 1 Kor 4,15 zusammenfassend bündig zum Ausdruck: „Denn

hättet ihr auch zehntausend Lehrer, so doch nicht viele Väter; denn in Christus habe ich euch durch das Evangelium gezeugt.“

Vielleicht darf man im Anschluß an dieses Wort des hl. Paulus die Frage formulieren: Geht der übermäßige Einfluß, den die Theologie in der Kirche von heute ausübt, nicht wesentlich auch darauf zurück, daß das Gegengewicht und der Ausgleich durch eine hinreichend verwirklichte Vaterschaft weithin fehlt? Daß wir zwar „zehntausend Lehrer, doch nur wenige Väter“ in der Kirche haben? Der Ausgleich käme nicht nur durch die Gegenwart der Väter als solche und durch ihre Wirksamkeit zustande, sondern durch ihre Wirkung, die in einem kraftvollen, blutvollen christlichen Leben besteht. Kraftvolles, blutvolles christliches Leben wäre die Antwort auf viele Probleme in der Kirche von heute. Speziell die Theologie würde dadurch vor einem bloßen Intellektualismus, vor isoliertem Spezialistentum bewahrt; sie würde nötigenfalls auf dem Lebenswege Korrektur, zugleich aber auch Herausforderung und Befruchtung erfahren. —hn.

Im Schatten des Heiligtums

Von Quintin Berg

1

Im April 1929 ließ Pater Kentenich ein Wort fallen, das wie vielleicht keines aus seinem Munde innerhalb und außerhalb Schönstatts die Geister in Bewegung und Erregung versetzte.

Man hatte ihn gebeten, am Schluß der Führertagung der Schönstätter Gymnasiastengemeinschaft die Weihe einiger Teilnehmer entgegenzunehmen und dabei eine Ansprache zu halten, die zugleich das Schlußwort der Tagung sein sollte. Pater Kentenich ging auf die Bitte ein. Nachdem er im ersten Teil der Ansprache von der Bedeutung der Weihe für das Leben der Weikandidaten gesprochen hatte, griff er im zweiten Teil die Frage auf, welche Bedeutung der Weihe vielleicht für die ganze Schönstattbewegung zukommen könne.

In diesem Zusammenhang nun fiel die Äußerung, auf die wir es hier abgesehen haben. Er sagte:

„Ob ich nun Schluß machen darf mit meinen Deutungsversuchen? Ich wollte nichts weiter, als eure Gedanken und Empfindungen verdolmetschen. Ob ich aber auch richtig taste, wenn ich annehme, daß ihr in

ähnlicher Weise von der Bedeutung der Weihe für die ganze Bewegung überzeugt seid? Es hieße Eulen nach Athen tragen, Wasser in den Rhein, wenn ich auf diesen Gedanken noch einmal eingehen wollte. Die ganze Tagung war ja davon getragen.

1,) Ich kann es mir aber nicht versagen, wenigstens zwei Gedanken scharf und herb herauszumeißeln. Der erste Gedanke: Im Schatten dieses Heiligtums" — die Ansprache fand im Gnadenheiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter statt — „werden sich die Schicksale der Kirche in den nächsten Jahren entscheiden. Ein ernstes Wort! Ein bedeutsames Wort! Fast wahnsinnig klingt es. Und doch: Ich wiederhole und steigere: Im Schatten des Heiligtums werden sich in den nächsten Jahrhunderten in Deutschland, ja darüber hinaus die Schicksale der Kirche wesentlich entscheiden. Ich habe früher andere Ausdrücke für diese Behauptung geformt. Ich habe hingewiesen auf die zeit- und weltgeschichtliche Bedeutung Schönstatts . . . Wenn die Zeichen nicht trügen, steht Schönstatt schon jetzt da wie eine Stadt auf dem Berge, wie ein Leuchtturm . . . Immer mehr Blicke wenden sich diesem Leuchtturm zu. Soll es da nicht ein großes Stück unserer Lebensaufgabe sein, die uns Anvertrauten, alle, auf die wir Einfluß haben, mit der Bewegung in Berührung zu bringen, sie nach Schönstatt zu führen? Der zweite Gedanke, den ich tief einmeißeln möchte: Jede Bewegung ist in ihrer Geschichte die Geschichte ihrer Führer. Soll Schönstatt seine Mission erfüllen, dann muß jeder Stand seine begnadeten Führer haben . . .“

2,) Es ist klar: Das Wort, das die Geister erregte, war das Wort vom „Schatten des Heiligtums“. Um ihm Nachdruck zu geben, wiederholte Pater Kentenich es im Laufe des Jahres bei herausragenden Gelegenheiten, so in der Primizpredigt für drei Pallottinerpatres am 4. Juli und in einem Vortrag zum 15. Gründungstag der Schönstattbewegung am 18. Oktober. Auch in späteren Jahren nahm er das Wort wieder und wieder auf.

2

Was wollte Pater Kentenich mit dem Wort vom „Schatten des Heiligtums“? In welcher Absicht sprach er es aus? Ferner: Wie ist das Wort zu verstehen? Was ist sein Gehalt? Und schließlich: Wie kam es zu dem Wort? Wie hat Pater Kentenich es begründet?

Machen wir zunächst den Versuch einer Antwort auf die ersten zwei Fragen:

- 1, Was wollte Pater Kentenich mit dem Wort vom „Schatten des Heiligtums“?
- 2, In welcher Absicht sprach er es aus?

Wir können sagen: Das Wort stellt eine neue Verdeutlichung der Zielsetzung des Schönstattwerkes dar, oder, da es sich bei dem Ziel, dem das Schönstattwerk sich verpflichtet weiß, nicht um eine Setzung eigener Wahl handelt, sondern um etwas ihm von Gott Aufgegebenes: es stellt eine Verdeutlichung des Auftrags und der Sendung dar, unter die Pater Kantenich sich und seine Gründung genommen sah.

Wie das Schönstattwerk nicht am grünen Tisch entworfen und nicht nach einem fertig konzipierten Plan entstanden ist, sondern unter der Führung der göttlichen Vorsehung — Pater Kantenich sagte später, diese Führung präzisierend: nach dem Gesetz der geöffneten Tür und der schöpferischen Resultante — sich nach und nach in seine endgültige Gestalt entwickelte, so kennt auch seine Zielsetzung eine Entwicklung, die sowohl die Deutlichkeit wie den Umfang betrifft und sich in entsprechenden Formulierungen niederschlägt.

Eine erste Prägung der Zielsetzung Schönstatts nahm Pater Kantenich in der Vorgründungsurkunde vom 27. Oktober 1912 vor, als er den Schülern des Studienheims Schönstatt, deren Spiritual er gerade geworden war, sein Erziehungsprogramm auseinanderlegte: „Wir wollen lernen, uns unter dem Schutze Mariens selbst zu erziehen zu festen, freien priesterlichen Charakteren.“ Eine Weiterbildung erfuhr dieses Programm zwei Jahre später in der Gründungsurkunde des Schönstattwerkes vom 18. Oktober 1914, über die Pater Kantenich die Losung setzte: „Beschleunigung der Entwicklung unserer Selbstheiligung und dadurch Umgestaltung unseres Kapellchens in ein Wallfahrtskapellchen.“ Es würde zu weit führen, wollten wir hier im Detail erläutern, inwiefern die Losung vom 18. Oktober 1914 sich von dem Programm vom 27. Oktober 1912 unterscheidet und doch völlig mit ihm identisch ist, das heißt: nichts anderes als eine Weiterentwicklung dieses Programmes ist, eine Weiterentwicklung, die nicht Ergebnis eines bloßen Denkprozesses, sondern eine in der Befolgung des göttlichen Willens erfarrene Erkenntnis ist.

Als nächste Ausprägung der Zielgestalt des Schönstattwerkes darf die Formulierung von der „Parallele Ingolstadt—Schönstatt“ gelten, die im Laufe des Jahres 1915 aufkam und dem jungen Schönstatt in der schweren Zeit des Ersten Weltkriegs Richtung und Schwung gab. „Parallele Ingolstadt—Schönstatt“ bedeutet: „Von unserem Kongregationskapellchen muß eine sittlich-religiöse Erneuerung Deutschlands ausgehen nach dem Vorbild Ingolstadts“ (Pater Kantenich an Josef Fischer, 22. 5. 1916). Mit „Ingolstadt“ war die Marianische Kongregation in Ingolstadt und ihr Colloquium Marianum gemeint, das unter der Leitung von Pater Jacob Rem S. J. Ende des 16. Jahrhunderts auf die Erneuerung des kirchlichen Lebens in Deutschland einen erstaunlichen Einfluß ausgeübt hatte.

Horde

4.

a)

b.)

Als Pater Kentenich nach der Gründung des Apostolischen Bundes am 20. August 1919 Anfang Januar 1920 die Führer des Bundes zu ihrer ersten Tagung nach Schönstatt zusammenholte, faßte er die Aufgabe des Bundes und damit die Zielgestalt seines Werkes in die Worte: „Als Werkzeug in der Hand der Mater ter admirabilis, unserer himmlischen Mutter und Königin, wollen wir unsere ganze Kraft für eine sittlich-religiöse Welterneuerung einsetzen.“ Diese Formulierung blieb die ganzen zwanziger Jahre hindurch in Geltung, wurde aber auch auf Grund der Entfaltung des Werkes und der gleichzeitig damit dem Gründer zuwachsenden Erkenntnis um einiges präzisiert: „Die Apostolische Bewegung ist ein auserlesenes Werk und Werkzeug in der Hand der lieben Gottesmutter zur sittlich-religiösen Erneuerung der Welt in Christus.“ So lautete die Fassung der Zielgestalt in der „Allgemeinen Prinzipienlehre der Apostolischen Bewegung“ 1927/28.

Vergleicht man die drei letzten Formulierungen der Zielgestalt, so fällt auf, daß 1916 eine „sittlich-religiöse Erneuerung Deutschlands“, 1920 eine „sittlich-religiöse Welterneuerung“ und 1927/28 eine „sittlich-religiöse Erneuerung der Welt in Christus“ proklamiert wurde. Als Gegenstand der Bemühungen des Schönstattwerkes nannte Pater Kentenich also zunächst Deutschland und dann die Welt (die allerdings von Anfang an mitgemeint war; man denke an das charakteristische „darüber hinaus“ in der Gründungsurkunde!). Dabei war es von Anfang an klar und selbstverständlich, daß die Gründung Pater Kentenichs und seine damit verbundene Tätigkeit keineswegs nur der Welt, sondern auch der Kirche gelten sollten, ja Schönstatt wollte vor allem und in erster Linie zum Dienst für die Kirche dasein. Die Gemeinschaften, die Pater Kentenich ins Leben rief, angefangen von der Marianischen Kongregation (1914) über den Apostolischen Bund (1919), die Apostolische Liga (1920) bis zum Institut der Schönstätter Marienschwestern (1926) waren religiöse, kirchliche Vereinigungen. Nach den Statuten des Jahres 1920 war der Zweck des Apostolischen Bundes „die apostolische Erziehung katholischer Führer (Gebildete, Vertrauensleute usw.) im Geiste der Kirche und im engen Anschluß aneinander“. Entsprechend war der Zweck der Apostolischen Liga „die Erziehung von Aposteln aus allen Kreisen im Geiste der Kirche“.

Indessen hatte Pater Kentenich Aufgabe und Dienst, die seine Gründung für die Kirche erfüllen sollte, noch nicht in eine einprägsame, prägnante Formel oder in ein Bild — wie das der „Parallele Ingolstadt — Schönstatt“ etwa — gebracht. Die Entwicklung schien ihm hierfür offenbar noch nicht weit genug gediehen, denn wie immer sollte eine Ziel- oder Aufgabenproklamation an der konkreten Entwicklung seiner Gründung, mit anderen Worten, an den Zeichen, die von der göttlichen Vorsehung gesetzt wurden,

abgelesen werden. 1929 schien ihm die Zeit gekommen, seiner Gefolgschaft ihre Aufgabe und Verantwortung für die Kirche klar und unmißverständlich vor Augen zu stellen. Eben das geschah im Wort vom „Schatten des Heiligtums“, in dem es also Pater Kentenich darum zu tun war, die Verantwortung der Mitglieder und Gemeinschaften des Schönstattwerkes für die Kirche zu verdeutlichen und zu schärfen.

3

Als das Wort vom „Schatten des Heiligtums“ über Schönstatt hinaus in die kirchliche Öffentlichkeit gelangte, rief es, wie wir eingangs schon erwähnten, Bewegung und Erregung hervor. Auch gute Freunde und Gönner wurden stützig und gerieten in Sorge. Sollte Pater Kentenich das gesunde Augenmaß und vor allem die Demut verloren haben? Man glaubte das Wort nicht anders als ein Wort unerhörten Hochmuts verstehen zu können, als eine Art Ultimatum. Das aber war es, wie die bisherigen Darlegungen ergeben, keineswegs. Zwar hatte Pater Kentenich gehnt und vorausgesagt, daß man das Wort als „arrogant“ und „pompös“ mißverstehen und verurteilen würde.

Warum sprach er es trotzdem aus? Dafür gibt es nur eine Erklärung, die der Sache gerecht wird: Er mußte es aussprechen. Hierbei handelte es sich um das gleiche „Muß“, das ihn 1914 angetrieben hatte, vor den Sodalen der Schönstätter Kongregation den für viele törichten oder auch anstößigen Gedanken der Umgestaltung der Kongregationskapelle in einen Gnadenort der Gottesmutter auszusprechen; das ihn 1919 bewegte, mit einigen jungen Abiturienten und Studenten das menschlich wenig aussichtsreiche Unternehmen des Apostolischen Bundes zu beginnen; das ihn seither Jahr um Jahr ohne Rücksicht auf seine höchst anfällige Gesundheit so in Anspruch genommen hatte, daß er schon längst nicht mehr an private Bedürfnisse denken konnte, sondern nur mehr eines kannte: die Verwirklichung des Auftrags, der auf ihn gelegt worden war. Es ist dies das „Muß“, das auf allen liegt, die von Gottes Hand berührt und zur Ausführung eines von Gott gewollten Werkes bestimmt sind. Wer sich in der Lebensgeschichte solcher Männer auskennt, weiß, daß sie nicht selten Dinge tun oder sagen müssen, die bei ihren Zeitgenossen auf Unverständnis stoßen und Widerspruch hervorrufen. Tatsächlich aber ist es nicht Hochmut, der sie treibt; im Gegenteil: es gehört nicht wenig Demut dazu, dem empfangenen Auftrag auch und gerade dann nachzukommen, wenn man sicher voraussieht, daß man nicht Beifall, sondern Verkennung und Gegnerschaft ernten wird. Ein Weiteres ist zum Verständnis des Wortes „vom Schatten des Heiligtums“ zu erwägen: Es will verstanden werden im Rahmen und im Sinne

der Bündnisstruktur, die das Schönstattwerk von seiner Gründung her charakterisiert und in seiner Existenz bestimmt.

Als Pater Kentenich am 18. Oktober 1914 den Schönstätter Sodalen die „Lieblingsidee“ der Umgestaltung der Kongregationskapelle in ein Wallfahrtskapellchen „für unser Haus, für die ganze deutsche Provinz, vielleicht noch darüber hinaus“ vorlegte, trug er in seinem Herzen die gläubige Überzeugung — wie sie ihm zuteilgeworden war, brauchen wir in diesem Zusammenhang nicht aufzuzeigen —, daß es sich dabei nicht nur um eine subjektive, willkürlich von ihm gefaßte Idee handelte, sondern tatsächlich um ein Angebot, das die Allerseligste Jungfrau ihm und der Kongregation machte. Das Angebot sollte Wirklichkeit werden, falls er selbst und die Sodalen den Wunsch bzw. die Bedingung erfüllten, sich selber und ihr Leben total in den Dienst der Gottesmutter und ihrer Absicht zu stellen.

In ähnlicher Weise glaubte Pater Kentenich im Jahre 1929 ein Angebot der Gottesmutter zu erkennen, ein Angebot, das nicht radikal neu, sondern eine Ausfaltung des Angebots von 1914 war. Inhaltlich bedeutete das Angebot: Die Allerseligste Jungfrau möchte von ihrem Heiligtum in Schönstatt aus eine solche Gnadenmacht und -wirksamkeit entfalten, daß man sagen kann: „Im Schatten des Heiligtums werden sich in den nächsten Jahrhunderten in Deutschland, ja darüber hinaus die Schicksale der Kirche wesentlich entscheiden.“ Die Verwirklichung dieses Angebotes, vor dem jeder, der es ernst nimmt, ein heiliges Erschrecken spürt, ist an die gleiche Bedingung geknüpft wie 1914: die Schönstattfamilie muß darauf eingehen, sie muß sich zur Verfügung stellen, um Werkzeug zur Ausführung der Absichten der Gottesmutter zu werden. Wiederum ist also hier die Bundes- oder Bündnisstruktur maßgebend. Das 1914 zum erstenmal geschlossene Bündnis muß erneuert werden, und zwar im Lichte der Erkenntnis, die dem Schönstattwerk inzwischen zugewachsen ist.

Man sieht: Das Wort vom „Schatten des Heiligtums“ beinhaltet keinen ungebührlichen Anspruch Pater Kentenichs und Schönstatts, es ist im tiefsten die Botschaft von der aktuellen mütterlichen Hilfswilligkeit Mariens, die sich — wie immer — von einer bestimmten Stelle in der Kirche, hier: von Schönstatt aus, realisieren möchte, dies aber nicht tun will noch tun kann, ohne das ermöglichende Ja und die werkzeugliche Mithilfe der angesprochenen Menschen.

4

||
Auf welchem Wege kam Pater Kentenich zu der Überzeugung, daß Maria durch ihre mütterliche Wirksamkeit „im Schatten des Heiligtums“ die Schicksale der Kirche auf Jahrhunderte wesentlich beeinflussen wolle?

Zur Beantwortung dieser Frage greifen wir am besten wieder ein Wort aus der Gründungsurkunde vom 18. Oktober 1914 auf.

Als Pater Kentenich damals den Sodalen der Schönstätter Kongregation das Angebot der Umgestaltung der Kongregationskapelle in einen Wallfahrtsort, ein Gnadenheiligtum der Gottesmutter unterbreitet hatte, mußte er ihnen aufweisen, daß die Möglichkeit dazu nicht abwegig noch unwahrscheinlich war, sondern auf der Linie der Absichten Gottes lag, wie die Sodalen sie bisher erfahren und anerkannt hatten. Er sagte: „Wer die Vergangenheit unserer Kongregation kennt, dem wird es nicht schwer zu glauben, daß die göttliche Vorsehung mit ihr noch etwas Besonderes vorhat.“ In diesem Satz ist eine Erkenntnismethode ausgesprochen. Danach enthält die Vergangenheit mit ihrer erfahrenen göttlichen Führung Hinweis und Aufschluß über die Absichten der göttlichen Führung in der Zukunft. Die Anwendung dieser Erkenntnismethode war Pater Kentenich geradezu zur zweiten Natur geworden. Sein Geistesauge war ständig auf die möglichen Weichenstellungen der göttlichen Vorsehung ausgerichtet; er klopfte gleichsam alles, was ihm und seinem Werke widerfuhr, auf die darin eingeschlossenen göttlichen Intentionen und Weisungen ab.

In diesem Zusammenhang müssen wir uns noch eines anderen Umstandes bewußt werden. Wie alle von Gott in Dienst genommenen Gründer war Pater Kentenich durch sein Charisma für die Erkenntnis der Intentionen und Weisungen, die die göttliche Vorsehung ihm zukommen lassen wollte, in eigener Weise ausgestattet. Vor allem stellte seine Sendung ein besonderes Licht dar, das ihm Zusammenhänge enthüllte, die anderen durchaus verborgen bleiben können. Je mehr er seiner Sendung bis ins kleinste die Treue hielt, je mehr er sie verwirklichte und dabei sich selber in den Willen Gottes und das aufgetragene Werk hineingab, desto klarer leuchtete ihm dieses Licht; desto gewisser vermochte er zu erkennen, welchen Schritt Gott von ihm jeweils als den nächsten getan haben wollte.

Auch die Überzeugung, die Pater Kentenich in dem Wort vom „Schatten des Heiligtums“ aussprach, war ihm auf diesem Wege der Erkenntnis, aus der konkreten Steuerung seiner Gründung durch Gottes Vorsehung in den Jahren seit 1914, sich ständig verstärkend, zugewachsen. Wenn er auch das in der Gründungsurkunde angeführte Prinzip „Wer die Vergangenheit unserer Kongregation kennt . . .“ 1929 nicht dem Wortlaut nach wiederholte, so argumentierte er in der Sache auf die gleiche Weise. Das geht aus dem Vortrag hervor, den er am 18. Oktober 1929 zum 15. Jahrestag der Gründungsurkunde und des Gründungsaktes Schönstatts vor einer Gruppe von Marienschwestern hielt. Wir bemerkten schon, daß er in diesem Vortrag das Wort vom „Schatten des Heiligtums“ wieder aufgriff. Er legte dabei auch im einzelnen dar, welche Zeichen und Hinweise die bisherige

Entwicklung seines Werkes ihm an die Hand gab, die ihn veranlaßten, das Wort vom „Schatten des Heiligtums“ zu formulieren und in die Bewegung hineinzusprechen.

Mit diesen Zeichen wollen wir uns im folgenden Abschnitt bekannt machen. Wenn wir sie aus dem Munde Pater Kentenichs vernehmen, erfahren wir zugleich, worin für ihn im einzelnen das Angebot bestand, das die Gottesmutter von ihrem Heiligtum aus in die Kirche und für die Kirche zu ver wirklichen verhielß.

5

In dem Vortrag bediente Pater Kentenich sich einer einfachen, bildhaften Sprache. Er sprach von „Gnadenströmen“, die Maria von ihrem Heiligtum in Schönstatt aus in die Kirche leiten wollte. Die „Gnadenströme“ haben sich in der Vergangenheit des Werkes bereits angekündigt. Künftig sollen sie noch mächtiger strömen und die Kirche in bedeutsamer Weise befruchten. Aber sie sind zunächst in der Weise eines Angebots gegeben. Erfüllen wird sich das Angebot, wenn die Schönstattfamilie es begreift und sich als Werkzeug der Gottesmutter zur Verfügung stellt.

Der erste Gnadenstrom aus dem Heiligtum gilt nach Pater Kentenichs Worten der Gesellschaft der Pallottiner und zielt auf die Verwirklichung der Konzeption des 1850 in Rom verstorbenen hl. Vinzenz Pallotti vom „Katholischen Apostolat“ oder, wie Pater Kentenich in späteren Jahren dafür sagen sollte, vom „Apostolischen Weltverband“. Unter dieser Konzeption hatte der hl. Vinzenz Pallotti die Koordination und Kooperation möglichst aller im Dienste des Apostolates und der Mission stehenden Kräfte und Gemeinschaften der Kirche auf freiwilliger Basis verstanden. Solch umfassende Koordination und Kooperation hielt der hl. Vinzenz nicht nur für eine nützliche, sondern unbedingt notwendige Sache, wenn die Kirche gegenüber den aufbrechenden universellen revolutionären und antichristlichen Bewegungen der modernen Welt ihrer Sendung gerecht werden wollte. Die Kongregation von Priestern und Brüdern, die er gegründet hatte, sollte in der Arbeit für die Verwirklichung und den Bestand dieser Koordination und Kooperation ihre zentrale und originelle Aufgabe sehen. Doch fand Pallotti in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in der er seine Konzeption entwickelte, dafür kein Verständnis. Die Zeitgenossen, einschließlich der maßgeblichen Männer der Kirche, erkannten nicht, daß in dieser Konzeption ein drängendes Gebot der Stunde aufgegriffen war.

Angestoßen durch eine kritische Stellungnahme seines damaligen Generalobern, faßte Pater Kentenich 1916 den Entschluß, in seiner eigenen Gründung die Konzeption Pallottis wieder aufzunehmen und in zeitgemäßer

Anpassung neu entstehen zu lassen. Das Schönstattwerk mit seinen verschiedenen, in sich selbständigen Gemeinschaften sollte dabei Modellfall und Ferment für die erstrebte Zuordnung und Zusammenarbeit innerhalb des großen, viele selbständige Gemeinschaften und Institute der Kirche umfassenden „Katholischen Apostolates“ oder „Apostolischen Weltverbandes“ bilden.

Seitdem Pater Kantenich sein Werk auf diese Konzeption des hl. Vinzenz Pallotti ausgerichtet hatte, legte er alles darauf an, die Gesellschaft der Pallottiner, der er selber angehörte, für ihre ursprüngliche Aufgabe, zunächst innerhalb des Schönstattwerkes, zu gewinnen. Zuletzt noch bei der Einweihung des neuen Bundesheimes an Maria Himmelfahrt 1928 hatte er in einer programmatischen Rede das Bild einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen der Gesellschaft der Pallottiner und dem Schönstattwerk zur Verwirklichung der Konzeption Pallottis vom Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter in Schönstatt aus entworfen, und er zweifelte nicht daran, daß eine gemeinsame Verpflichtung auf die Neuverwirklichung dieser Konzeption von Schönstatt aus für die Zukunft der Kirche von der größten Bedeutung sein könnte.

Ein zweiter Gnadenstrom war in der Sicht Pater Kantenichs den Ordensgemeinschaften der Kirche zugeordnet. Das „Katholische Apostolat“ des hl. Vinzenz Pallotti, der „Apostolische Weltverband“, der von Schönstatt aus ins Werk gesetzt werden soll, stellte vor allem eine Einladung an die Ordensgemeinschaften der Kirche dar. Koordination und Kooperation der apostolischen und missionarischen Tätigkeit aller kirchlichen Gemeinschaften und Institute kann nur zustandekommen, wenn zunächst einmal die Ordensgemeinschaften von der Notwendigkeit dieser Konzeption überzeugt werden und bereit sind, Rivalitäten, Egoismen und Partikularismen, wie die Geschichte der Kirche sie zu oft gekannt hat, zugunsten einer weltumspannenden Zusammenarbeit beiseite zu stellen und zu überwinden. Pater Kantenich war sich im klaren, was für eine Mammutaufgabe er damit anvisierte: „Gewiß ist da eine Aufgabe genannt, von der der Kenner der Verhältnisse von vornherein sagt: ‚Das ist Utopie, das ist undenkbar, das ist Phantasterei. Die Uneinheit war seit Jahrhunderten so, und Sie wollen es wagen, eine Einheit in die große Gemeinschaft (der Orden, Kongregationen usw. Der Verf.) zu bringen.‘“ Er entgegnete auf diesen Einwand: „Ja, es ist wahr: Wer will es wagen, eine geschlossene Einheit in diese große Gemeinschaft (der Orden usw.) mit ihren vielfach aufeinanderstoßenden Interessen zu bringen! Aus uns selbst haben wir auch nicht den Mut dazu. Wir wagen es nur dann und soweit, als wir glauben und hoffen, von der lieben Gottesmutter eine Sendung nach der Richtung erhalten zu haben.“ Das aber war seine feste Überzeugung.

Einen dritten Gnadenstrom aus dem Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter sah Pater Kentenich dem Weltklerus angeboten. Es war auffällig, wie stark der Apostolische Bund, den Pater Kentenich 1919 für eine Weile als „Studenten- und Lehrerbund“ geplant hatte, Theologen und Kleriker aus den deutschen Diözesen an sich zog. Für Pater Kentenich war dies ein unübersehbares Zeichen, daß die Gnadenmacht der Gottesmutter sich vom Heiligtum aus in besonderer Weise den Welt-, den Diözesanpriestern zuwenden wollte, und dies aus zwei Gründen: Erstens um des Schönstättwerkes willen, das für ein fruchtbares Wirken in die Kirche hinein die Weltpriester braucht: „Alle religiösen Strömungen, die nicht wenigstens auch auf den Schultern des Weltklerus ruhen, werden im Laufe der Zeit zur Unfruchtbarkeit verurteilt.“ Zweitens: Die Weltpriester ihrerseits sind künftig sehr auf Gnadenströme wie die von Schönstatt aus angewiesen, weil „sie heute mitten in einer heidnisch infizierten Welt leben müssen. Deshalb schweben sie ständig in Gefahr, vom heidnischen Zeitgeist angekränkelt zu werden. Darum gilt es sie zu sammeln und sie hier in unserem Heiligtum unter den Einfluß der lieben Gottesmutter zu bringen.“ Wie Pater Kentenich einige Jahre später an den Regens eines deutschen Priesterseminars schrieb, war er überzeugt, daß Theologen und Priester, die den segensreichen Einfluß der Gottesmutter nicht erfahren, über kurz oder lang in eine schwere Berufskrise geraten.

Der vierte und fünfte Gnadenstrom aus dem Heiligtum, von dem Pater Kentenich am 18. Oktober 1929 sprach, will in die moderne Frauen- und Manneswelt fließen und die Krise der modernen Frauen- und Manneswelt durch die Verwirklichung des „neuen Menschen in Jesus und Maria“ lösen und überwinden helfen. Diese Krise betrifft in höchstem Maße auch die Kirche, weil in den Augen Pater Kentenichs die Not der Kirche in der Gegenwart nicht so sehr in der Unangepaßtheit ihrer Strukturen oder in der Rückständigkeit ihrer Verkündigung, sondern in einem Mangel gelebten christlichen Lebens besteht. Das Wesensstück der kirchlichen Erneuerung sah Pater Kentenich darum in der pädagogischen Aufgabe einer Wieder- oder Neuverchristlichung der Getauften im Sinne der „Nova creatura“. Wenn auch im Abendland die meisten Menschen noch getauft werden, so steht doch außer Frage, daß der Menschentyp, der durch das moderne Maschinenzeitalter entstanden ist, nicht mehr von der christlichen Botschaft geformt wird. Das aber bringt eine Gefahr herauf, die Pater Kentenich kurz so beschrieb: „Wenn wir es als Katholiken nicht fertig bringen, den neuen Typ Mensch, den die Neuzeit seit der Erfindung der Dampfmaschine hat werden lassen, in die Hand zu bekommen und ihn zu formen, dann verliert die Kirche — menschlich gesprochen — die moderne Menschheit.“

Von ihrem Heiligtum in Schönstatt aus will nun die Gottesmutter, wie die Erfahrung der Jahre seit 1920 erkennen läßt, eine Gnadeninitiative in Gang setzen zur Wiederverchristlichung der modernen Frau. „Wer die heutige Zeit kennt, weiß, wie die Frauennatur bis in die tiefste Wurzel angekränkelt und deshalb ins Wanken geraten ist.“ Demgegenüber ist Pater Kentenich von der sicheren Ahnung beseelt, „daß all das, was wir in den einzelnen Schwesternkursen bislang an Erziehungsgrundsätzen sorgfältigst erarbeitet haben, das Richtige und Richtungsgebende“ für die heutige Zeit und damit für die christliche Neugestaltung der Frau und Frauenwelt ist.

Für den Mann und die moderne Manneswelt glaubt Pater Kentenich ein Gleiches sagen zu dürfen. Auch für sie will nach seiner Überzeugung die Gottesmutter von ihrem Schönstattheiligtum aus initiativ werden: „Ich habe die Ahnung, als ob unsere Erziehungsgrundsätze und unsere Erziehungsmethoden auch geeignet wären, den Mann der Neuzeit zu formen und der Kirche zu schenken. Gerade das Gesetz, das wir so stark in den Vordergrund rücken: Freiheit so weit als möglich, Bindung nur so weit als nötig, dafür aber umsomehr Geistpflege, ist, so wie ich es sehe, künftig wohl allein fähig, als Dreikönigsgestirn die moderne Menschheit wieder nach Bethlehem zu führen, wo es über dem Stalle stehen bleibt, bis alle, die von ihm dorthin geführt werden, niederknien und anbeten.“

6

Läßt man dieses fünffache Gnadenangebot, das Pater Kentenich im Lichte seines Gründercharismas aus der Entwicklung des Schönstattwerkes bis 1929 entschleiern zu können glaubte, auf sich wirken und vergleicht man es mit dem Wort vom „Schatten des Heiligtums“, so wird man sagen dürfen: Wenn das Angebot der Gottesmutter nicht bloß Angebot bleibt, wenn es von den Adressaten angenommen und dadurch mehr und mehr der Verwirklichung entgegengeführt wird, dann könnten in der Tat „im Schatten des Heiligtums“ von Schönstatt die Schicksale der Kirche entscheidend mitbestimmt werden. Das fünffache Gnadenangebot der Gottesmutter, auf das Pater Kentenich aufmerksam macht, beinhaltet ebenso viele fundamentale Nöte und Aufgaben der Kirche in unserer Zeit, so daß, wer zur Überwindung dieser Nöte und zur Meisterung dieser Aufgaben beiträgt, ohne Zweifel der Kirche einen fundamentalen, einen säkularen Dienst erweist.

In den 45 Jahren, seit sie durch das Wort vom „Schatten des Heiligtums“ auf das fünffache Gnadenangebot der Gottesmutter hingewiesen wurde, hat

die Schönstattfamilie, vor allem in der Wirksamkeit und Wirkung Pater Kantenichs selbst, einiges zu seiner Realisierung tun dürfen, wie viel, das ist bei einem Lebensvorgang, der sich seiner Natur gemäß weithin im Verborgenen abspielt, schwer zu sagen. Vieles, ja das Meiste steht noch aus. Man denke allein an die Konzeption vom „Apostolischen Weltverband“, für die Pater Kantenich sich in den letzten Monaten vor seinem Heimgang zu Gott noch einmal intensiv engagierte. Was aber kann das anders heißen, als daß die Schönstattfamilie das Wort vom „Schatten des Heiligtums“ heute so ernst nehmen muß wie damals, als es zum erstmalig gesprochen wurde. Dabei darf sie sich von einer größeren Zuversicht leiten lassen als sie damals möglich war. Der „Schatten des Heiligtums“ ist nicht mehr nur der Schatten des einen Heiligtums, des Urheiligtums in Schönstatt, sondern der Schatten vieler Heiligtümer der Dreimal wunderbaren Mutter in allen Teilen der Welt.

Selig werden mich preisen alle Geschlechter

Oder: Darf man Maria direkt verehren?

Von Benito Schneider

Marienverehrung ist heute bei vielen Theologen nicht mehr besonders gefragt. Das hat den einen Vorteil, daß wir sie neu verständlich machen müssen. Es muß aufgewiesen werden, daß die unmittelbare Verehrung der Person Mariens durchaus im Einklang steht mit Christus- und Gottvaterverehrung. Für das christliche Volk war das bis vor kurzem eine unreflektierte Selbstverständlichkeit. Jetzt aber tun wir gut daran, diesen Sachverhalt von den biblischen und theologischen Grundlagen her neu zu bedenken, um die unmittelbare Verehrung der Person der Gottesmutter als begründet und berechtigt zu erkennen. Das dürfte im übrigen gar nicht so schwer sein.

1

Als am 13. Mai 1972 Gerhard Lohfink auf dem Käppele in Würzburg vor der deutschen Synode über „Das Neue Testament und unsere Marienverehrung“ (Synode S 1/1972 Sonderheft, 1. Juli 1972) sprach, da riefen seine Darlegungen starke Kritiken hervor. Praktisch lehnte Lohfink jede unmittelbare Verehrung der Gottesmutter ab, ja sogar jede unmittelbare Verehrung Christi. Da hieß es unter anderem: „... im Neuen Testament gibt es noch

keine direkte Marienverehrung.“ Lohfink kommentierte vor allem Lukas 11, 27–28, wo eine Frau aus dem Volke ihr Lob auf die Mutter des Herrn erhebt, worauf Christus seine Antwort gibt. Lohfink sagt dazu: „Indem Christus antwortet: Nein, selig, die das Wort Gottes hören und es befolgen!, lehnt er im Grunde jede Seligpreisung seiner Person ab.“ Oder: „Jesus will nicht, daß sich die Aufmerksamkeit auf seine eigene Person richtet. Er will, daß die Menschen auf den Vater im Himmel blicken.“

In einer der vielen Leserschriften an die „Deutsche Tagespost“ zu dem Vortrag von Lohfink hieß es: „Sicher ist in allem, was wir verehren, zuletzt Gott gemeint. Aber das besagt doch nichts gegen den Kult anderer Personen. Das ‚Ave‘ des Engels von Nazareth an Maria ist eine sogar von Seiten Gottes an die Person Mariens gerichtete Ehrung. Und sicher ist das Magnifikat ein Lobpreis Gottes, aber eben weil der Herr ‚Großes an ihr getan hat‘. Warum übersetzen Sie das Herrenwort bei Lukas 11, 28 im Gegensatz zu vielen Exegeten (wenngleich nicht als Einzelgänger) mit ‚Nein, selig sind, die das Wort Gottes hören‘. Das ist durchaus unlogisch. Das griechische ‚Men — un‘ muß hier im Zusammenhang heißen: ‚Ja, freilich, du hast ganz recht: selig ist Maria, weil sie das Wort Gottes gehört, aufgenommen und bewahrt hat.‘ So hat es auch Luther übersetzt: ‚Ja, selig sind...‘ Ebenso sagt der feinsinnig-kritische Otto Karrer: ‚O ja...‘ — leider konstruiert er durch das nachfolgende ‚doch selig...‘ einen sachlich nicht bestehenden Gegensatz. Rösch hat übersetzt: ‚Jawohl, selig, die...‘, ebenso die Stuttgarter Keppelbibel und andere. Der Personenkult steht nicht im Gegensatz zur Gottesverehrung, im Gegenteil: daß es verehrungswürdige Personen gibt, daß Gott aus armseligen Adamskindern Geheiligte gemacht hat, ist gerade Gottes großer Ruhm. Das Kunstwerk lobt seinem Wesen nach den Meister. ‚Sich konzentrieren auf Gott‘ schließt doch nicht *aus*, sondern geradezu *ein*, auch die Herrlichkeit seiner Werke zu bewundern.“

In einer anderen Leserschrift der gleichen Zeitung hieß es: „Es stimmt ja ganz einfach nicht, daß wir auf dem Wege zu Gott keine Vermittlung durch andere brauchen! Sonst wäre nicht nur der eine Mittler unsinnig, sondern auch alle Mission, alle Fürbitte, alle Sühne, alle Ämter usw. Seit wann darf die Marienfrömmigkeit, darf unser ganzes Christentum nur dem NT entsprechen? Wir haben nicht nur eine Glaubensregel des NT! Es gilt auch Tradition und Lehramt! Wir können und dürfen nicht den Riesensprung zum NT tun, so als wäre seither nichts geschehen! Auch hier gibt es keine Unmittelbarkeit. Ja, das NT selbst zeigt in seinem Werden den Primat der Tradition vor der Schrift! Unsere Marienfrömmigkeit ist erst dann authentisch, wenn sie Bibel und Überlieferung entspricht, wozu dann

ja wohl auch die konstante Lehrverkündigung der Päpste zumal seit 1830 gehört!“

Die Frage nach der Marienunmittelbarkeit muß man auf breiterem Hintergrund sehen, wie das schon die Antworten aus den Leserzuschriften ersichtlich machen. Darum sind uns die Aussagen von Lohfink nur willkommener Anlaß, um der Frage nach der Sinnggebung, der Reichweite und dem größeren Zusammenhang der Marienverehrung etwas nachzugehen. Mehr als Anlaß sind uns die Auslassungen von Lohfink deshalb nicht, weil er nur öffentlich ausgesprochen hat, was viele andere ebenso halten. Es geht auch nicht nur um die Frage, inwieweit die unmittelbare Personenverehrung Mariens gut und berechtigt ist, sondern auch, inwieweit Maria neben Gott und Christus eigenursächlich Einfluß hat, wenn auch in Abhängigkeit von ihnen. Kann man überhaupt sagen: „Maria hat geholfen“, oder „Kind Mariens“, oder „Werk und Werkzeug in der Hand der Ib. Gottesmutter“, wie wir das in Schönstatt schon immer tun? Ist es katholisch und richtig zu sagen, wie Josef Engling das getan hat: „Wenn es mit deinen Plänen übereinstimmt?“ Warum sagt man: „Ein Diener Mariens wird nicht verloren gehen?“

Wir wollen zuerst einmal das Denken der alten Väter befragen und werden dann staunen, wie sie ganz selbstverständlich Marienunmittelbarkeit gelebt und gepflegt haben.

2

Aus vielen Vätern haben wir sieben ausgewählt, die man aber beliebig vermehren könnte. Wir lesen beim hl. Ephräm, dem Syrer (306–379): „O ganz heilige Königin, allein reine an Leib und Seele, einzig erhaben über alle Reinheit, Keuschheit und Jungfräulichkeit, von Gott selbst geschaffen ganz wie du bist, ein Tempel der ganzen Gnadenfülle des heiligen Geistes und darum an Reinheit des Leibes und der Seele unvergleichlich schöner als alle Chöre der Engel; nimm auf den Gruß und das Lob deines andächtigen Dieners und schau nach deiner Gewohnheit mit deinen gütigen Augen auf mich herab, während ich von Grund meines Herzens dir Glück wünsche zu deiner Herrlichkeit. Du bist der leuchtende Thron und die Pforte des Lichtes, — durch welche der Welt die Strahlen des Heiles zuteil wurden; — du bist eine unverwelkliche Blüte, — eine lieblich duftende Rose, — eine blendend-weiße Lilie, — ein königliches, von Gott selbst gewebtes Purpurkleid, — aller Kreaturen Liebe und Verlangen. Du bist mein Heil, mein Trost, mein Licht, mein Leben, meine Hoffnung, die Wonne meines Herzens, die Erleuchtung und Heiligung meiner Seele. Neige deine barmherzigen Augen zu mir hernieder, — obwohl ich durch meine Unreinheit deines reinen Blickes unwürdig

bin. Deine Fürbitte reinige und befreie meine Seele von allen bösen Neigungen. Deine Fürbitte erlange mir einen keuschen und unbefleckten Leib, erleuchte die irrenden und blinden Gedanken meines verfinsterten Geistes, regle und reinige alle meine Sinne, damit ich, durch dich von der Finsternis der Sünde befreit, würdig werde, dich mit vertrauensvoller Zuversicht zu loben und zu preisen — dich, die einzig wahre Mutter des wahren Lichtes Jesu Christi unseres Gottes. Denn du allein bleibst mit ihm und durch ihn gebenedeit und gepriesen — über alle sichtbaren und unsichtbaren Kreaturen — jetzt und immerdar und in alle Ewigkeit. Amen . . . O du Mächtige, o du Mitleidige, sieh an meinen Glauben, verschmähe nicht meine Liebe. Mutter dessen, der allein gut und barmherzig ist, nimm dich meiner armen Seele an, die keine Hilfe findet außer bei dir. Denn was du willst, das kannst du auch, da du auf unaussprechliche Weise eine der drei göttlichen Personen geboren hast. Dir fehlt nichts, um den Sohn Gottes zu überreden und ihn zu beschwören. Deine Hände haben ihn getragen, du hast seinen Hunger gestillt. Erinnere ihn an die Windeln und an die ganze Pflege seiner heiligen Kindheit. Erinnere dich selbst und erinnere ihn an sein Kreuz, an sein Blut und an die heiligen Wunden, durch die er uns erlöst hat. Du hast zum Schuldner den, der gesagt hat: — Ehre deinen Vater und deine Mutter; — er wird es nicht nur für eine Ehre halten, deine Bitten zu erfüllen, — sondern auch für eine Pflicht. Weise mich also nicht ab, — mildeste Gottesgebäerin, — sondern besiege meine Bosheit mit deiner Barmherzigkeit. Du hast uns die Tore des Paradieses geöffnet und den Weg zum Himmel bereitet; du hast uns deinem Sohn und Gott verbunden. Durch dich, *o einzig Unbefleckte*, ist alle Herrlichkeit, Ehre und Heiligkeit von Adam an den Propheten und Aposteln und allen Gerechten zugeflossen. Durch dich fließt sie den Gerechten noch ständig zu bis zum Ende der Zeiten. Du, o Gnadenvolle, bist die Wonne der ganzen Schöpfung.“

Der hl. Johannes Chrysostomus (347–407) sagt: „O seligste und allzeit jungfräuliche Jungfrau Maria: du bist in Wahrheit ein großes Wunder! Denn was hat sich jemals Größeres und Herrlicheres gefunden, was wird sich jemals Größeres und Herrlicheres finden, als du warst und bist? Die Hoheit deiner Majestät übertrifft Himmel und Erde. Was kann es Heiligeres geben als deine Heiligkeit? Weder die Propheten noch die Apostel, weder die Martyrer noch die Patriarchen, weder die Engel noch die Thronen, weder die Herrschaften noch Seraphim oder Cherubim, kurz nichts von allen geschaffenen sichtbaren oder unsichtbaren Dingen kann eine solche Größe, eine solche Vortrefflichkeit aufweisen. Du bist Gottes Dienerin und Gottes Mutter, — du bist Jungfrau und Mutter zugleich! Du bist die Mutter desjenigen, der vor allen Zeiten im Schoße des Vaters gezeugt war, Mutter dessen, den die Engel und Menschen als den Herrn der Welt verehren. Die

Engel stehen mit verhülltem Antlitz am Throne Gottes, du aber bist die Fürsprecherin der Menschen bei dem, den du geboren, und durch dich erlangen wir Vergebung unserer Sünden. Sei also begrüßt du Mutter, Himmel, Tochter, Jungfrau, Thron Gottes, du Ehre, Ruhm und Stütze unserer Kirche!“

Der hl. Rabulas, Bischof von Edessa in Syrien (370–435) spricht so zu Maria: „Gegrüßt seist du, in jeder Beziehung heilige Gottesmutter Maria, wunderbare und ehrwürdige Schatzkammer der ganzen Welt, hellstrahlende Leuchte, Wohnstätte des Unbegreiflichen, reiner Tempel des Schöpfers aller Kreaturen. Gegrüßt seist du, denn durch dich ist uns derjenige kund geworden, der die Sünden der Welt hinweggenommen und (die Menschheit) erlöst hat. Amen. In dem brennenden Dornbusch auf dem Berge Horeb, der brannte und nicht verbrannte, schaute dich bereits Moses. Und die Leiter, die Jakob in der Wüste sah, auf der die Engel auf- und niederstiegen, bezeichnete niemand anders als dich. Und David, der Sohn Jesses, griff in die Harfe und fing an zu singen von einem Gott, der wie der Tau vom Himmel komme — und von einer Jungfrau geboren werde. Zu dir mögen daher kommen alle Jungfrauen und Töchter Israels und im heiligen Geiste ihre Pauken schlagen vor dem Königskind und zu dir sprechen: Selig bist du, Maria, denn welch einen Sohn hast du geboren! Amen. Wie sollen wir dich nur preisen, du demütige Jungfrau, die du allein in jeder Beziehung heilig bist, die du allen Gläubigen Hilfe und Stärke verleihst? Denn wir alle in dieser Welt schauen aus nach dir und erwarten die Hoffnung des Heils von dir, du Demütige. Stärke unseren Glauben, verleihe Frieden der ganzen Welt. Dafür wollen wir dich preisen als den Thron und die Ruhestätte Gottes hier in dieser Welt. Bitte und flehe für uns alle, auf daß unsere Seelen vor dem kommenden Zorne Gottes gnädig bewahrt bleiben.“

Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers (530–600) formuliert: „O Reis Jesse und gerechter Sprosse Davids, heilige Jungfrau Maria, aus welcher uns der erwartete Emmanuel geboren wurde. Heilige Stadt, die der Allerhöchste gegründet, jungfräuliches Brautgemach, aus welchem unser Erlöser als Bräutigam hervorging, um das Werk unserer Erlösung zu erfüllen. O preiswürdige Jungfrau, preiswürdig wie keine andere vorher gewesen ist und keine andere in Zukunft sein wird, wahrhaft Gebenedeite unter den Weibern, die allein uns die Frucht des ewigen Lebens bringt. O ausgezeichnete und einzige Jungfrau, die von Gott mit den Schätzen der ganzen Welt erfüllt, durch ihre neue, nie dagewesene Geburt die Welt von ihrer Schuld befreite! Du bist der wahre Baum des Lebens in der Mitte des Paradieses, an welchem nicht der Apfel des Todes, sondern die Speise der Unsterblichkeit hing. Du bist die Königin mit der Sonne umkleidet, wahrhaftig würdig,

daß alle Gestirne sich dir neigen, daß der Mond mit Freuden sich dir zu Füßen legt, würdig, daß alle englischen Chöre dich als ihre Fürstin verehren. O vorzügliche Jungfrau: alle Mütter übertriffst du weit; den gefallen Menschen bist du Weg und Pforte des Himmels geworden; o Zierde des Paradieses, Krone des Himmels, Gnadenstätte des Lebens, glänzende Lade des ewigen Bundes, schönstes Werk aller Werke des Schöpfers, herrlichste Grundlage einer neuen Schöpfung, kostbarster Edelstein am Throne Gottes, Mutter und Jungfrau, gebenedeit in Ewigkeit. Du übertriffst alle Rosen an Purpur, die Lilien an Reinheit, den Schnee an Glanz, du verdunkelst die Strahlen der Sonne durch deine Pracht. Du bist erhabener, als die Engel, edler als alle Heiligen, schöner als alle geschaffene Schönheit; mit dir kam der größte Segen Gottes in die Welt. Eva hatte die Menschen in den Abgrund gestürzt. Du führst sie wieder zum Himmel zurück.“

Der hl. Ildefons, Erzbischof von Toledo (607–667) schreibt: „Zu dir komme ich jetzt, erhabene Gebieterin und demütigste Magd deines Sohnes. Aus Ehrfurcht werfe ich mich nieder vor dir, o unvergleichliche Mutter meines Gottes! Ich bitte dich, erlange mir Nachlassung meiner Sünden und vollkommene Reinigung meiner Seele. Flöße meinem Herzen neuen Eifer ein für die Ehre deiner Jungfräulichkeit; erleuchte meinen Verstand, damit ich die unendliche Güte deines Sohnes recht erkenne; verleihe mir Kraft, die Wahrheit zu lieben; erwirke mir die Gnade, daß ich mich fest an Gott und an dich halte, deinem Sohne und dir treu diene, ihm als meinem Schöpfer, dir als der würdigsten Mutter meines Schöpfers; ihm als meinem Erlöser, dir als der Spenderin des Lösepreises; denn wenn er für mich das Lösegeld bezahlt hat, so hat er es mit dem Fleische bezahlt, das er von dir angenommen hat. O meine Mutter, flöße mir großes Vertrauen zu dir ein und laß mich in allen Anliegen meine Zuflucht zu dir nehmen, damit ich jederzeit die Hilfe und Gnade finde, die mir nötig ist im Leben und im Sterben. Amen“.

Der hl. Andreas von Kreta, Erzbischof von Jerusalem (640–726) sagt: „Jungfrau Maria, von Anbeginn der Welt vorherbestimmte Mutter des eingeborenen Sohnes Gottes, Tempel der Gottheit und göttliche Wohnstätte des Schöpfers, die auf eine neue und heilige Weise gebaut wurde: du bist es, durch die unsere irdische Natur mit der Gottheit verbunden wird. In dir ist der Staub der Erde bis zum höchsten Gipfel der Herrlichkeit erhoben worden. O gesegnete Frau, die uns die Erstlinge des Heiles bringt! Eva brachte über unser Geschlecht die Schuld; du, Mutter des Heiles, erneuerst das Heil. Bei deinem Eintritt in die Welt, o hehre Jungfrau, erschien wiederum auf Erden der alte Adel des menschlichen Geschlechts. Die Sünde hatte unser ganzes Geschlecht verunstaltet; die Würde, die es in der ersten Schöpfung erhalten hatte, kehrte bei deinem Erscheinen in die Welt zurück. Du

als die Mutter des Schönsten aller Menschenkinder bist auch das schönste und ähnlichste Abbild des göttlichen Urbildes. Bei deiner Geburt wurde das glänzende Purpurkleid hergestellt, mit welchem das Wort Gottes umgeben und geziert ist, und die Natur der Menschen, welche ihre ursprünglichen Güter verloren hatte, wurde wieder mit dem Königsmantel umkleidet. Du bist der immergrünende Stab Aarons, aus welchem das Szepter der Macht, Christus, hervorsproß. Du bist die Wiederherstellung und Erneuerung des alten Menschen nach dem Bilde Gottes; du bist der Anfang der geistigen Wiedergeburt in Christus. Denn wie Gott im Anfang der Welt aus dem Stoff der jungfräulichen und unentweihten Erde den ersten Adam bildete, so erwählte auch der Erlöser unseres Geschlechts, der Sohn Gottes, als er unsere gefallene Natur wiederherstellen wollte, aus dem ganzen Stamme Adams dich, die reine und unbefleckte Jungfrau, um aus dir ein neuer Adam zu werden, um diejenigen dem Leben und der Gnade zurückzugeben, die der erste Adam zum Tode und zur Schuld gezeugt hatte. Sei uns also begrüßt, selige Jungfrau, Anfang unseres Heils, durch welche der Fluch unserer ersten Mutter hinweggenommen und der Gnadensegen der Kindschaft Gottes uns wiedergegeben worden ist. Sei begrüßt, Jungfrau Maria, süßester Name! Heilige Gottesgebärerin, die ewig Jungfrau geblieben ist, sei begrüßt!“

Der hl. Germanus I., Patriarch von Konstantinopel (635—733) soll die Reihe der Väter beenden, die wir auf ihre Marienunmittelbarkeit hin betrachten: „O heilige Stadt Gottes, himmlisches Jerusalem, neue Burg Sion, Tempel des ewigen Königs, heiligste Jungfrau Maria! O glänzender Leuchter, der von der ewigen Sonne sein Licht erhält! Durch den Glanz deiner wunderbaren Unschuld erleuchtest du die Augen aller, die in den Finsternissen der Sünde liegen. Wir grüßen dich, o heiliger Thron Gottes, Sitz der Herrlichkeit, Zierde des Himmels, Freude des Paradieses, Altar der Versöhnung für die ganze Welt. Wir grüßen dich, du Unterpand unserer Verzeihung, o Erstling der Gnade Gottes. Wir grüßen dich, o Maria, voll der Gnade, heiliger als die Heiligen, erhabener als die Himmel, herrlicher als die Seraphim, ehrwürdiger als alle Kreaturen. Sei begrüßt, o reine Taube, die uns den Ölweig (der Versöhnung) bringt, das Ende der geistigen Sündflut verkündet und uns den Hafen des Heiles zeigt. Dein Gefieder ist weiß wie Silber und glänzend wie Gold, weil es von dem Lichte des heiligen Geistes bestrahlt wird. Sei begrüßt, o heiliges, aus dem reinsten Golde verfertigtes Gefäß, welches das wahre Manna vom Himmel enthält, Jesus Christus, die Wonne unserer Seelen. O reinste und aller Verehrung würdige Jungfrau Maria, Schatz der Unschuld, Glanz der Heiligkeit, edelste unter allen Kreaturen: neige dein Ohr unseren Bitten. Mache uns deinen Sohn gnädig und barmherzig durch deine Fürsprache, die so mächtig ist, weil du seine

Mutter bist. Belebe in uns den Glauben, der uns Gott erkennen läßt, die Hoffnung, die uns zu Gott hinführt, die Liebe, die uns mit Gott verbindet. Bewahre deine Diener vor der Sünde und allem Übel und führe uns mitten durch die Gefahren dieser Wanderschaft zu unserem seligen Ziele, zum Reiche Gottes, zur himmlischen Wohnung, wo du zur Rechten deines Sohnes dich an Gott erfreust in alle Ewigkeit . . . O Tochter eines sterblichen Vaters und Mutter eines unsterblichen Sohnes; Gott hast du einen Leib gegeben und unseren Leib hast du zur Teilnahme an der Gotteskindschaft erhoben; du bist das unauflösliche Band zwischen dem Himmlischen und dem Irdischen, denn du hast Gott mit einem irdischen Leib auf die Erde herabgezogen und die Menschen mit dem ihnen anhaftenden Erdenstaub zum Himmel emporgehoben. O allzeit einzige und wahre Gottesgebärende; mit diesem Namen besiegele ich, wie mit einem goldenen, ruhmvollen Siegel, mein Gebet. Diesen Namen trage ich auf meinen Lippen, dieser Name erfüllt mein ganzes Herz und meine ganze Seele." (Alle Zitate der Väter sind entnommen aus „Mariengebete aus zwei Jahrtausenden“ von P. Ant. Ludwig S. J., Saarbrücken 1935).

Will man als Mensch des 20. Jahrhunderts das Väterdenken über Maria nicht als „blumige“ Überschwenglichkeit mißdeuten, so muß man sich vor Augen halten, daß die Väter zwar in ihrer Bibeldeutung vom Wortsinn der Hl. Schrift ausgingen und diesen untersuchten, daß sie sich aber bewußt waren, daß erst durch Christus klar wird, was vorher nur verschwommen verständlich war. Darum unterschieden sie den somatischen Sinn (von soma = der Leib) und den pneumatischen Sinn (von pneuma = der Geist) der Hl. Schrift. Diesen letzteren verstanden sie nicht im Sinne von Spiritualität, also von Frömmigkeit, sondern als höheren Sinn oder als Vollsinn im Hinblick auf seine Erfüllung in Christus. Das ist der Grund, warum sie den vielen Andeutungen, Analogien und Typen zwischen Maria und alttestamentlichen Personen und Ereignissen nachgehen, die alle erst ihre Erfüllung finden durch die Menschwerdung des ewigen Logos im Schoße Mariens und durch Mariens entscheidenden Anteil daran. Die Väter spürten den großen Heilszusammenhängen nach und waren darum überwältigt von der Bedeutung, die Gott der Gestalt Mariens in ihnen zgedacht hatte.

Aus den angeführten Texten ist es also sonnenklar, daß die größten Geister und Traditionsträger kirchlicher und biblischer Lehre Marienunmittelbarkeit für die selbstverständlichste Sache der Welt angesehen haben. Gegen alle diese Stimmen kann man auch nicht argumentieren, daß die Väter nur Frömmigkeit oder Hymnologie darbieten. Bei ihnen war Theologie, Glaubenslehre, Frömmigkeit und Liebe noch organisch miteinander verbunden. Wer aufmerksam gelesen hat, kann auch etwas von ihren theologischen Gründen und biblischen Einsichten mit aufnehmen. Darauf fußend, wollen

wir darum übergehen zu der tieferen Begründung der Berechtigung von Marienunmittelbarkeit in Glauben und Frömmigkeit. Dabei muß auch der breitere Hintergrund verständlich werden, auf dem die eigenursächliche Beteiligung Mariens am Heilsganzen aufleuchtet. Denn selbstverständlich ist Mariens Stellung und Beteiligung hineingeflochten in einen größeren Zusammenhang, der mit in den Blick genommen werden will.

3

Wir können hier vorwegnehmend auch schon einem anderen Einwand mancher Theologen von heute begegnen, die sagen, daß die mittelalterliche Entfaltung der Marienverehrung eine ungesunde Wucherung oder Überwucherung der Christusgestalt oder gar des Gottesbildes sei. Demgegenüber müssen wir betonen, daß alle Vorbedingungen für die reiche mittelalterliche Marienverehrung schon bei den Vätern liegen und auf deren Glauben und Denken über Maria fußen. Man muß zunächst überhaupt ein richtiges Verständnis von den biblischen Grundlagen der Mariengestalt haben, das in der patristischen Theologie seinen Ausdruck gefunden hat. Patristische Theologie lebt fast nur aus der Bibel, bemüht sich aber schon, auch die eigengeprägte Gestalt Mariens mit ihrem eigengeprägten Beitrag zum Heilsgeschehen gedanklich zu klären und sprachlich zu fassen. Damit steht auch die Frage des Verhältnisses zwischen Bibel und Tradition vor uns. Wir zitieren einen Passus aus der dogmatischen Konstitution „Über die göttliche Offenbarung“ des letzten Konzils. Darin heißt es in 8 und 9: „Diese apostolische Überlieferung kennt in der Kirche unter dem Beistand des Heiligen Geistes einen Fortschritt: es wächst das Verständnis der überlieferten Dinge und Worte durch das Nachsinnen und Studium der Gläubigen, die sie in ihrem Herzen erwägen (vgl. Lk 2, 19 u. 51), durch innere Einsicht, die aus geistlicher Erfahrung stammt, durch die Verkündigung derer, die mit der Nachfolge im Bischofsamt das sichere Charisma der Wahrheit empfangen haben; denn die Kirche strebt im Gang der Jahrhunderte ständig der Fülle der göttlichen Wahrheit entgegen, bis sich an ihr Gottes Worte erfüllen . . . Die Heilige Überlieferung und die Heilige Schrift sind eng miteinander verbunden und haben aneinander Anteil. Demselben göttlichen Quell entspringend, fließen beide gewissermaßen in eins zusammen und streben demselben Ziel zu; denn die Heilige Schrift ist Gottes Rede, insofern sie unter dem Anhauch des Heiligen Geistes schriftlich aufgezeichnet wurde. Die Heilige Überlieferung aber gibt das Wort Gottes, das von Christus dem Herrn und vom Heiligen Geist den Aposteln anvertraut wurde, unversehrt an deren Nachfolger weiter, damit sie es unter der erleuchtenden Führung des Geistes der Wahrheit in ihrer Verkündigung treu

bewahren, erklären und ausbreiten. So ergibt sich, daß die Kirche ihre Gewißheit über alles Geoffenbarte nicht aus der Heiligen Schrift allein schöpft. Daher sollen beide mit gleicher Liebe und Achtung angenommen und verehrt werden.“ Heutige Theologen stellen nicht selten die Überlieferung gegen die Hl. Schrift, während sie gerade in besonderer Weise in der patristischen Zeit ganz aus den biblischen Berichten lebt. Das ist also das Erste. Das Denken der Väter über Maria ist biblisches Denken, ist Entfaltung der Aussagen der biblischen Berichte über Maria. Aber die Väter denken nicht nur nach, bleiben nicht stehen bei trockenen Gedanken, bei Klärung von Begriffen, erst recht nicht bei textkritischen Überlegungen. Sie lassen sich entzünden von den Großtaten Gottes, von dem Heilsgeschehen, von den Heilseignissen. In ihnen selbst wirkt auch Hl. Geist, und sie selber erfahren, wie sich die Verheißung des Herrn an ihnen erfüllt: „Er wird mich verherrlichen: denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden. Alles, was der Vater hat, ist mein. Darum habe ich euch gesagt: Er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden“ (Jo 16, 14–15).

Bei den Vätern ist Glaube stets eine dynamische Kraft, die in der Liebe und im Hl. Geiste alles lebendig umgreift, lebendig durchdringt und darum auch zur lebendigen Entfaltung führt. So auch die Erfassung der Mariengestalt.

4

Wenn wir nun etwas näher eingehen auf die Aussagen der Väter über Maria, dann finden wir, daß sie stark kreisen um die Menschwerdung Christi aus Maria, daß sie nie fertig werden mit der staunenden Verwunderung vor dem Geheimnis, daß der ewige Logos durch Maria Menschengestalt angenommen hat. Dadurch ist ihr zentrales Marienbild das der Jungfrau-Mutter. Von hier aus werden andere Aspekte an ihr auch erfaßt, vor allem die „neue Eva“, die „Gegenspielerin des Satans“, die „Mutter der Gnaden“, die „Sündenlose“.

Die Väter waren sich bewußt, daß Maria dem ewigen Logos die menschliche Natur geschenkt hatte, daß durch sie der Erlöser erst leidensfähig geworden war, mit anderen Worten, daß sie einen indispensable Beitrag geliefert hat, frei und gewollt, durch die der Erlösertod erst möglich geworden war. Die Väter wußten, daß am Kreuze jene Menschheit gelitten hatte, die ganz aus Maria hervorgegangen war und nur von ihr stammte. Und sie kannten sehr wohl das Denken des hl. Paulus in Phil. 2, 6–8: „Er, der in Gottgestalt war, erachtete sein gottgleiches Sein nicht für ein Gut, das er mit Gewalt festhalten wollte. Vielmehr entäußerte er sich, nahm

Knechtsgestalt an und wurde den Menschen gleich. Er erschien im Äußeren als Mensch, erniedrigte sich und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Kreuzestode.“ Auch Gal. 4, 4 war den Vätern wohlbekannt: „Gott sandte seinen Sohn, der von einer Frau geboren war.“ Der wesentliche Beitrag Mariens an Christi Person und Werk war für die Väter der Grund, daß sie nicht selten Maria zuschrieben, was letztlich und im strengen Sinne nur von Gott oder Christus ausgesagt werden kann. Diese „communicatio idiomatum“ war keine theologische Unklarheit oder sprachliche Verschwommenheit, sondern sie war Ausdruck des sicheren Instinktes und der klaren Erkenntnis, daß Maria mit keinem anderen Menschen auf die gleiche Stufe gestellt werden könne, während sie dennoch selbst nur aus Gnade und göttlicher Berufung in ihrer ganz besonderen Stellung erklärbar sei. Die Väter wissen, daß Maria nur Geschöpf ist, das auch begnadet werden mußte. Aber sie heben ebenso stark und eindeutig hervor, daß sie in einer einzigartigen Sonderstellung bei Gott auch ganz besonderen Einfluß haben müsse. Schon Irenäus formuliert darum den Attributenaustausch, wenn er Maria einfach „Ursache unseres Heiles“ nennt. Abgewandelt haben wir ihn oben auch bei anderen Vätern schon angetroffen. Damit ist der eigenursächliche Anteil Mariens an der Erlösung gemeint. Und die Väter halten es nach ihrem Glaubensempfinden für ganz selbstverständlich, daß Maria auch für immer Gehilfin und Gefährtin des Herrn ist. Darum beten sie ja zu ihr, erwarten alle Hilfe von ihr, wissen sich vor Maria verantwortlich in ihrem christlichen Verhalten. Das alles haben wir oben schon aus ihrem eigenen Munde gehört. Mit anderen Worten: die Väter leben intensive Marienunmittelbarkeit. Die Macht und der Einfluß, den sie ihr zuschreiben, bewegt sich zwar immer auf der Ebene der Fürbitte, aber auf dieser Ebene schreiben sie ihr eine fast unbegrenzte Machtfülle zu. Nach dem bei den Vätern ersichtlichen Glaubensempfinden besitzt Maria so etwas wie eine Stellung als „fürbittende Allmacht“, obwohl diese Formulierung bei ihnen noch nicht auftritt, sondern erst viel später geläufiger theologischer Sprachgebrauch geworden ist.

5

Wenn man also der Gottesmutter einen eigenursächlichen Anteil an dem Zustandekommen der Erlösung zusprechen muß, was vor allem bei der Menschwerdung des ewigen Logos ganz unmißverständlich in Erscheinung tritt, dann liegt darin auch der Grund, warum ihr für immer im Leben des mystischen Christus, der Kirche also, ein mitwirkender Anteil zugefallen ist. Freilich haben wir es immer zu tun mit dem Geheimnis des Zusammenwirkens von Gnade und Gnadenausstattung mit dem eigenen freien Wirken Mariens. Und dieses Geheimnis hat bei Mariens Anteil an Person und Werk

Christi den Charakter der Einzigartigkeit. Ist es aber nicht auch ganz natürlich, wenn Kinder an den Namenstagen von Vater und Mutter mit Blumen gratulieren, die sie im elterlichen Garten gepflückt haben, ja daß die Eltern wünschen, daß sie die Blumen zum Zeichen ihrer Liebe pflücken und schenken und damit den Eltern Freude „verursachen“? Obwohl selbst beschenkt, schenken sie dennoch etwas Eigenes. So ähnlich krönt zwar Gott seine eigenen Gaben in Maria, während diese dennoch auch etwas Eigenes gibt, ohne das die Pläne Gottes sich nicht verwirklicht hätten, ohne das die Gaben Gottes nicht hätten wirksam werden können. Wir haben hier in der Person der Gottesmutter wie im ausgezeichneten Falle die personifizierte „Lösung“ jenes schwierigen Problems vor uns, das die größten Theologen nie lösen konnten, nämlich die geheimnisumwittelte Frage des Zusammenspiels von Gnade und freiem Willen des Menschen. Auch in Maria krönt Gott nur seine eigenen Gaben. Daran ist kein Zweifel. Und doch bleibt bestehen, daß Maria einen eigenursächlichen Anteil hat an der Person und am Werke Christi, da sie ja freiwillig den Plänen und Vorschlägen Gottes zugestimmt hat. Irenäus sagt mit Recht, daß Maria „Ursache unseres Heiles“ ist. Dieses Wort hat die dogmatische Konstitution des Konzils im Marienkapitel aufgenommen und somit sanktioniert. Und es hat auch sicher einen richtigen Sinn, wenn die Liturgie der Kirche betet: „Du allein hast alle Häresien der ganzen Welt zerstört.“ Dieser Attributenaustausch ist älteste Tradition der Kirche.

Dort, wo der hl. Thomas in der theol. Summe die Lehre der Zweitursachen behandelt, sagt er, daß nicht jede Ursache schon gleich die letzte sein müsse. Gott wirkt eben sehr oft und vielfach durch Zweitursachen, deren er sich bedient, und die dennoch nach ihrer jeweiligen Struktur und ihrem jeweiligen Rang wirksam werden. „Deus operatur per causas secundas.“ Und es ist auch ganz natürlich und entspricht der Wesensverfassung des Menschen als geistigem Sinnenwesen, daß er auf dem Wege über die Zweitursachen Gott näher kommt. Maria ist auch nicht nur eine hervorragende Zweitursache, sie ist ebenso ein von Gott gewolltes und eigens hervorgehobenes Transparent abbildhaft dargestellter göttlicher Vollkommenheiten, die alle wie selbstverständlich auf Gott und Christus zurückverweisen. Die „communicatio idiomatum“ ist die theologisch richtige Art, die besondere Stellung Mariens im „ordo essendi“ des Heilsganzen auch sprachlich zu fassen, und es ist dann nur der entsprechende „ordo agendi“, wenn diese Stellung Mariens auch sichtbar wird im Leben und in der Frömmigkeit. Wenn Josef Engling in der Frühzeit Schönstatts betet: „Wenn es mit deinen Plänen vereinbar ist . . .“, so ist da der besondere Anteil der Gottesmutter gemeint, den sie auch im Leben des Christen und der Kirche hat. Dieser Anteil übersteigt aber jeden anderen Einfluß irgendeines Heiligen. Das ist das Denken

der Kirche seit der Patristik. Die „Pläne der Gottesmutter“ sind natürlich letztlich immer nur Pläne Gottes, aber sofern die Gottesmutter in der Wesensschau Gottes an ihnen beteiligt ist. Dieser Anteil entspricht dem besonderen Anteil, den Maria überhaupt an der Erlösung hat, ist also ein einzigartiger Anteil, der wieder sprachlich auch entsprechend zum Ausdruck gebracht werden will. Ephräm der Syrer sagt, daß nach der Trinität niemand so verehrungswürdig ist wie Maria. Ähnlich lautet ein Wort des hl. Thomas, das aus dem gleichen Traditionsstrang heraus formuliert ist. Es heißt: „Maria besitzt dadurch, daß sie Mutter Gottes ist, aus dem unendlichen Gut, was Gott ist, eine gewisse unendliche Würde. Und darum kann es nichts Vollkommeneres geben, wie es eben nichts Höheres geben kann als Gott selbst.“ Wer sich überdies noch in besonderer Weise in die Abhängigkeit von Maria begibt, wie wir das in Schönstatt seit eh und je tun, der weiß sich auch total abhängig von den Absichten und Plänen Mariens, weil er weiß, daß es sich letztlich immer nur um die Pläne und Absichten Gottes handelt, an denen aber Maria hervorragend beteiligt ist — weit über alle anderen Heiligen hinaus. So entspricht es der Hyperdulia, die die Kirche Maria zuerkennt — zum Unterschied von der Dulia bei den Heiligen.

Darum ist auch herzliche, warme und innige Liebe zu Maria immer ganz orthodox und entspricht der Liebe des Heilandes für seine Mutter, die er noch vom Kreuze herab bekundet hat. In echter Marienliebe ist immer schon virtualiter und implicite Christus- und Gottesliebe wirksam. Die mechanistischen Jansenisten meinten zu ihrer Zeit, daß ein Brautpaar nie so viel Liebe füreinander haben dürfe wie gegenüber dem unendlichen Gott. Die Kirche hat dann unterschieden zwischen „amor intensive summus“ und „amor appretiative summus“. Und sie erklärte, daß der „amor intensive summus“ sehr wohl dem menschlichen Partner gehören dürfe. Das gilt dann erst recht bei Maria. Die Liebe „intensive summus“ darf sich ganz auf Maria konzentrieren, während die Liebe „appretiative summus“ immer Gott und Christus gilt. Und es ist ganz normal, daß Marienliebe zunächst wärmer und herzlicher empfunden werden kann als die Liebe zu Gott und Christus. Den Vätern war das eine große Selbstverständlichkeit. Bei unserem einfachen gläubigen Volke ist es das ebenso. Das gläubige Volk verehrt Maria Christi wegen, Gottes wegen. Es weiß, daß alles Verehrungswürdige an Maria von Gott kommt, mit Gott zu tun hat und darum auch zu Gott hinführt. Es erahnt im Glauben und in der Liebe, daß in Maria Begnadigung und freie Mitarbeit mit Gott eine Einheit darstellen. Gnade und freie hochherzige Mitarbeit erlebt der Marienverehrer als Synthese in der Person der Gottesmutter. Und das läßt ihn zugleich auch die Einheit erleben zwischen Maria und Christus bzw. dem Vatergott. Darum konnte P. Kenenich sehr klar formulieren: „Weil marianisch, darum patrozentratisch, dar-

um christusinnig“. Unzähligmale in seinem Leben hat P. Kentenich das Wort von Pius X. zitiert: „Maria ist der leichteste und sicherste Weg zur vitalen Erkenntnis Christi“.

Freilich ist die „vitale Erkenntnis Christi“ etwas anderes als reine Begrifflichkeit so vieler moderner Theologen, die, weil sie Christus von Maria trennen, es nur noch mit einem gedachten Christus zu tun haben, der aber nicht der historische von Nazareth ist. Für die Erkenntnis aus Liebe, oder eng mit ihr verbunden, gilt aber, daß in Marienliebe virtualiter et implicite immer schon Christus- und Gottvaterliebe wirksam ist, die es dann auch eines Tages actualiter und explicite sein wird. Nicht selten aber geht schon die eine Liebe auch actualiter neben der anderen einher. So war es schon bei den Vätern der Fall. Wer allerdings mechanistisch auseinanderreißt, was als organischer Zusammenhang gesehen werden muß, der versteht das Zueinander der Teilglieder nicht. Das liegt dann aber gar nicht an Marienunmittelbarkeit, sondern hat ganz andere Gründe. Echte und tiefer greifende Marienliebe schließt die Seele auf für eine auch tiefer greifende Empfänglichkeit für Christus, für umfassende Patrozentrik. Denn Liebe ist eine vereinigende und verähnlichende Kraft. Marienliebe weckt in der Seele des Marienverehrerers auf, was der Gottesmutter selber eigen war: Christusliebe und Gott-ergriffenheit (Siehe Magnifikat!). Darum gilt:

„Immer wieder muß ich lesen in Mariens Mutterherz,
denn kein Buch auf dieser Erden führt wie dieses himmelwärts“.

P. Kentenich ließ schon in der Frühzeit Schönstatts während des ersten Weltkrieges seine Schüler beten: „Daß die Welt durch Dich erneut, Deinem Sohne Weihrauch streut!“ Das war theologisch ganz exakt und entspricht dem Denken der alten Väter. Das „durch Dich“ durchzieht als zentraler Gedanke schon die Rede des hl. Cyrill von Alexandrien, die dieser auf dem Konzil von Ephesus 431 zu Ehren Mariens gehalten hat:

„Durch Dich wird die Dreieinigkeit verherrlicht,
durch Dich ist das Kreuz Gegenstand der Verehrung in der ganzen Welt,
durch Dich herrscht im Himmel Jubel,
durch Dich werden die Dämonen verjagt,
durch Dich wird die gefallene Kreatur zum Himmel erhoben,
durch Dich ist die ganze Schöpfung zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt,
durch Dich erlangen die Gläubigen die Taufe und das Öl der Freude,
durch Dich wurden die Kirchen in der ganzen Welt gegründet,
durch Dich werden die Völker zur Bekehrung angeleitet . . .“

Der dritte Meilenstein

Überlegungen zu einem aktuellen Jubiläum

Von Engelbert Monnerjahn

Der 60. Gründungstag ist das herausragende, aber nicht das einzige Jubiläum, das die Schönstattfamilie in diesem Jahre begehen kann. Versucht man, alle Jubiläen, die außer dem Gründungsjubiläum in das Jahr 1974 fallen, aufzuzählen, so ergibt sich eine stattliche Reihe: 55 Jahre seit der Gründung des Apostolischen Bundes in Hörde, 45 Jahre seit dem Wort vom „Schatten des Heiligtums“ (vgl. Beitrag in diesem Heft S. 51), 40 Jahre seit der Heimholung und Beisetzung der Gebeine Hans Wormers und Max Brunners, 35 Jahre seit der Zweiten Gründungsurkunde, 30 Jahre seit der Dritten Gründungsurkunde in Dachau, 25 Jahre seit dem „dritten Meilenstein“. Wenn auch nicht alle diese Gedenktage und Jubiläen in großen Feiern begangen werden, so ist es doch angebracht, auf sie aufmerksam zu werden. Sie machen deutlich, wie dicht das Gewebe der Schönstattgeschichte ist und wie reichhaltig der Strom göttlicher Gnadenweise, der sie durchfließt.

Neben dem 60. Gründungstag, dem „ersten Meilenstein“, dürfte der 25. Jahrestag des „dritten Meilensteins“ der Schönstattgeschichte in der Schönstattfamilie besondere Beachtung verdienen. Er sei darum auf den folgenden Seiten in den Blick genommen. Dabei geht es uns nicht um das Ereignis des 31. Mai 1949 allein, also um den Entschluß Pater Kentenichs, die schon seit Jahren vorausgesehene und sich ankündigende Auseinandersetzung um sein Werk einer endgültigen Klärung durch die zuständigen Autoritäten der Kirche entgegenzuführen, sondern auch um die aus diesem Entschluß hervorgehenden Folgen: die apostolische Visitation des Schönstattwerkes, die Trennung Pater Kentenichs von seiner Gründung durch seine Verbannung nach Milwaukee (USA), die nicht weniger als dreizehn Jahre, von 1952 bis 1965, dauerte.

Wer sich freilich in der Materie, die damit umschrieben ist, einigermaßen auskennt, weiß, daß sie zu den komplexesten und schwierigsten Kapiteln der bisherigen Schönstattgeschichte gehört, wenn sie nicht sogar das schwierigste Kapitel schlechthin bildet. In einer Rückschau vom Umfang eines Zeitschriftenbeitrags kann darum nur eine sehr begrenzte Absicht verfolgt werden. So kann es nicht unsere Absicht sein, den erwähnten Entschluß Pater Kentenichs und die dadurch ausgelösten Ereignisse im Detail und in lückenloser Folge darzustellen. Wir werden auch nicht eine vollständige

Chronologie der Vorgänge bieten, die in der Hauptsache in die Jahre von 1949 bis 1952 fallen. Unsere Absicht konzentriert sich auf zwei Dinge: 1. Wir möchten das Gesamtgeschehen kurz unter zwei zentralen Aspekten betrachten: dem des Opfers und dem der Prüfung. 2. Wir möchten die Kernthematik um die es damals ging, aufgreifen, sie näher ins Auge fassen und einiges zu ihrer Bedeutung in der heutigen Situation der Kirche sagen.

I.

Opfer

Als Pater Kentenich 1945 nach mehr als dreieinhalbjähriger Haft, die er zum größten Teil im Konzentrationslager Dachau verbracht hatte, wieder nach Schönstatt zurückgekehrt war, bemerkte eines Tages sein Dachauer Leidensgefährte und Mitarbeiter an der Zentrale des Schönstattwerkes, Pater Johannes Wimmer, zu ihm: „Es fehlt Ihnen nun noch eines: daß nach der weltlichen Macht auch die Kirche Ihnen das Kreuz auflegt.“ Pater Wimmer, selbst tieffromm und in der Welt des Göttlichen wohlerfahren, wußte, wie Gott häufig mit Gründern religiöser Gemeinschaften von der Art Pater Kentenichs zu verfahren pflegt. Ihre Gründungen können nicht wachsen und für die Kirche fruchtbar werden, wenn sie nicht vom Opfer der Gründer genährt werden. Gründer einer religiösen Gemeinschaft sein heißt nicht nur: eine Gefolgschaft um sich scharen, ihr ein Ziel weisen, sie belehren, erziehen und organisieren. Ein Gründungsvorgang ist in erster Linie ein Lebensprozeß. Leben entsteht aber nur aus Leben; das heißt, daß vorhandenes Leben sich für neues Leben hingibt.

Nicht anders verstand Pater Kentenich seinen Gründerauftrag und seine Gründertätigkeit. Darum war sein Leben, sobald er seinen Gründerauftrag zu verwirklichen begann, von der Kategorie der Hingabe und des Opfers geprägt, wenn auch dieses Opferleben, weil er es mühelos zu verbergen verstand, nach außen über viele Jahre hin nicht weiter in Erscheinung trat.

Gewöhnlich aber müssen Menschen, die Gott mit einem Gründerauftrag betraut, auch bereit sein, heroische Opfer zu bringen, unter Umständen sogar das Opfer ihres Lebens. Für Pater Kentenich trat dieser Umstand ein, als er am 20. September 1941 von der Geheimpolizei des atheistischen nationalsozialistischen Staates verhaftet und mit der Überführung in ein Konzentrationslager bedroht wurde. Bekanntlich bedeutete der Aufenthalt in einem Konzentrationslager für Millionen von Menschen einen fürchterlichen Tod. Obwohl nun Pater Kentenich die Möglichkeit geboten wurde, dem Konzentrationslager zu entgehen, schlug er sie aus und nahm freiwillig, aus Liebe zu Gott und den Seelen, die Haft im Konzentrationslager

Dachau und die damit verbundene tägliche Todesgefahr auf sich. Die Gesinnung, die ihn in diesen opferreichen Jahren erfüllte, drückte er in seinem ersten Brief aus Dachau an seine Gefolgschaft mit dem denkwürdigen Wort des Heilandes bei Johannes 12, 24 aus: „Das Weizenkorn muß erst in die Erde gesenkt werden und untergehen, dann bringt es viele Frucht. So denke auch ich jetzt.“

Zu den schwersten Opfern aber, die Gründer im Rahmen ihres Gründungsauftrags auf sich zu nehmen haben, gehört nicht selten das Kreuz, das die Kirche ihnen durch ihre Amtsträger auferlegt. Der göttlichen Vorsehung geht es dabei um eine letzte Entäußerung und Verdemütigung, die darin bestehen kann, daß etwa die kirchliche Gesinnung eines Gründers in Zweifel gezogen wird und dadurch ins Zwielficht gerät, oder daß ihm die Fähigkeit zur Führung seiner Gründung aberkannt wird und er beiseite, in den Schatten gestellt wird, oder daß man die Reinheit seines Wollens oder seines Charakters bezweifelt und ihn in eine Art Quarantäne schickt.

Betrachtet man die drängende, rastlose Aktivität, die Pater Kentenich sofort nach seiner Heimkehr aus dem Konzentrationslager zu entfalten begann, so gewinnt man den Eindruck, daß er mit der Möglichkeit, auch dieses Kreuz auf sich nehmen zu müssen, ziemlich fest rechnete. Darum war er allerdings auch, als es auf ihn zukam, dafür bereit. Er nahm es nicht als Verhängnis, sondern als Geschenk Gottes, seines himmlischen Vaters, und der Gottesmutter, der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt, an. Zu einem Mitbruder, der ihm seine Teilnahme ausdrücken wollte, sagte er: „Große Werke fordern große Opfer, und säkulare Werke fordern säkulare Opfer.“ Weil er die Dinge so sah, war er auch davon überzeugt und ließ sich in dieser Überzeugung nicht beirren, daß dieses Kreuz — die Trennung von seiner Gründung, die Verbannung an einen festen Ort in den Vereinigten Staaten und die damit verbundene Verkennung seiner Person und seines Wirkens — seinem Werke und der Kirche zum Segen gereichen werde. Er trug es mit einer seelischen Ausgeglichenheit und Heiterkeit, die alle, die am Orte seiner Verbannung mit ihm zu tun hatten, unvergeßlich beeindruckte.

Prüfung

Die zweite Erklärung, die wir für die Ereignisse jener Jahre geben können, ist mit dem Worte Prüfung bezeichnet. Das Wort ist dabei in einem doppelten Sinne zu verstehen.

In der Gründung Pater Kentenichs, dem Schönstattwerk, haben wir das vor uns, was man in der Sprache der Theologie einen charismatischen Auf-

bruch nennt, und in Pater Kentenich selbst, dem Gründer, einen Charismatiker. Das Charisma ist, wie Heinrich Schlier vor Jahren schon treffend gesagt hat, „die Bewegung in der Kirche“. Nach einem anderen Theologen, Robert Grosche, markiert das Charisma „die Epochen, die Aufbrüche des Neuen in der Kirche“, und Otto Semmelroth hebt am Charisma hervor, daß in ihm „der erhöhte Herr sich immer wieder als der eigentliche Herr der Kirche geltend“ mache. So gehört das Charisma und die Wirksamkeit von Charismatikern zum Lebensvollzug der Kirche, und ein Blick in die Geschichte der Kirche zeigt demgemäß auch, daß Gott sie in keinem Jahrhundert ohne charismatische Gestalten gelassen hat.

Die charismatischen Gestalten und Bewegungen aber bedürfen der Prüfung. Die zuständige Prüfungsinstanz ist das von Gott gesetzte Amt in der Kirche: der Papst, der Bischof. Der echte Charismatiker weiß um dieses Recht und diese Pflicht der kirchlichen Amtsträger, und er hält es für eine selbstverständliche Verpflichtung, seine Gründung der kirchlichen Autorität zur Prüfung und Beurteilung zu präsentieren. Sein Gründerauftrag findet darin seine Vollendung, daß die Kirche seinem Werk die Anerkennung ausspricht und ihm Platz und Wirkraum im Lebens- und Rechtsgefüge der Kirche gewährt.

So legte auch Pater Kentenich, als sein Werk weit genug gediehen war, um ein Urteil zu ermöglichen, und nachdem es in der schweren Zeit der nationalsozialistischen Kirchenverfolgung die erste große Bewährung bestanden hatte, alles darauf an, es von der Kirche ausgiebig und gründlich prüfen zu lassen. Dabei war es ihm nicht nur um die notwendige Anerkennung zu tun; es ging ihm ebensosehr darum, daß die Kirche das Neue, das Gott ihr in Schönstatt schenken wollte, erkennen und ausdrücklich annehmen würde.

Eine solche Prüfung durch die Kirche kann sich so gestalten, daß sie sowohl für den charismatischen Gründer wie auch für seine Gründung zu einem leidvollen Prozeß gerät. Das geschieht zum Beispiel dann, wenn das kirchliche Amt die dargebotene Gründung nicht anerkennen und annehmen zu können glaubt, ohne daß Veränderungen, und zwar bedeutende Veränderungen an ihr vorgenommen werden. Die Überprüfung seitens der Kirche wird dann für Gründer und Gründung zu einer Prüfung im seelischen und sittlichen Sinne, zu einer Erprobung der Gesinnung, des Charakters, der Treue, des Glaubens und Vertrauens, und dies nach vielen Richtungen hin.

Der Gründer sieht sich in die Prüfung auf die Treue zu seinem Auftrag, seinem Charisma genommen, das Werk auf die Treue zu seinem Gründer und beide zusammen auf ihre Treue zur Kirche. Ihre Treue zur Kirche muß

selbstverständlich makellos und unerschüttert bleiben und sich im Gehorsam gegenüber der kirchlichen Autorität bewähren. Wie aber kann ein Gründer seinem Charisma, wie kann ein Werk seinem Gründer die Treue wahren, wenn zugleich der kirchliche Gehorsam verlangt, an seiner Gründung wesentliche Änderungen vorzunehmen oder zuzulassen? Wer sich auskennt, für den ist es keine Frage, daß eine solche Situation eine der schwierigsten Prüfungen darstellt, in die ein Christ genommen werden kann.

Wir haben uns hier nicht die Aufgabe gesetzt, im einzelnen zu beschreiben, wie Pater Kentenich mit seinem Werke diese höchst komplexe Prüfung bestand. Nachdem die Dinge in genügendem Abstand hinter uns liegen, können wir sagen, daß sie bestanden wurde, ohne eine der erwähnten Treuebeziehungen zu verletzen: Weder verletzte der Gründer die Treue zu seinem Auftrag und zu seinem Charisma, noch wurde seine Gründung wankend in der Treue zu ihm; beide aber, Gründer und Gründung, fühlten nicht einmal die leiseste Versuchung zur Untreue oder zum Ungehorsam gegenüber der Kirche und ihren Amtsträgern, und dies einfach aus dem Grunde nicht, weil die Verletzung der Treue zur Kirche auch die Treue zur eigenen Berufung zerstören würde. Wo immer man darum heute das Leben der Schönstattfamilie beobachten mag, die Treue zur Kirche ist eine der Selbstverständlichkeiten, aus denen sie lebt. Der Spruch, den Pater Kentenich sich auf sein Grab wünschte: „Dilexit Ecclesiam“ drückt nicht nur die Gesinnung aus, die ihn zeitlebens erfüllte, er ist auch das Vermächtnis, das er der Schönstattfamilie für alle Zukunft als Verpflichtung hinterlassen hat.

II.

Was nun war die Kernthematik, um die es damals ging, die Kernfrage der Auseinandersetzung, die zur Trennung Pater Kentenichs von seiner Gründung und zu seiner langen Verbannung führte?

Vaterschaft

Pater Kentenich selbst beschrieb diese Kernthematik in einer umfassenden Formulierung als Aufdeckung und Überwindung des seit den Tagen Kants und dem Beginn des modernen Maschinenzeitalters das Abendland mehr und mehr beherrschenden idealistisch-separatistisch-mechanistischen Denkens, das zu Massenmenschentum und Kollektivismus führt und geführt hat, durch den Sieg des organischen Denkens als Voraussetzung für das

Werden eines neuen christlichen Menschen in einer neuen christlichen Gemeinschaft und einer neuen christlichen Gesellschaftsordnung.

Diese gedrängte Formulierung müssen wir für unsere Überlegungen ein wenig aufschlüsseln. Das idealistisch-separatistisch-mechanistische Denken war in der Überzeugung Pater Kentenichs schlechthin der Krankheitskeim des modernen abendländischen Geistes, wie er auch überzeugt war, daß die Heilung der durch diesen Keim verursachten Krankheit in der Hinwendung zum organischen Denken besteht. Die fundamentale Differenz zwischen beiden Denkweisen tritt vor allem zutage in der Sicht und Bewertung der geschöpflichen Zweitursachen und ihrer Vermittlerrolle. Verkürzt gesagt: Das idealistisch-separatistisch-mechanistische Denken, das Gott und Welt, Himmel und Erde, Gnade und Natur radikal trennt, kennt keine Vermittlerrolle der geschöpflichen Zweitursachen, weder in Richtung von Gott zum Menschen, noch vom Menschen hin zu Gott. Weder stellt die Schöpfung als ganze noch das einzelne Geschöpf ein Bild oder eine Botschaft Gottes an den Menschen dar, so daß ein Axiom wie „Ordo essendi est ordo agendi“ möglich wäre, noch üben sie gegenüber dem Menschen eine Reiz- und Weiterleitungsfunktion aus, die ihn — im Sinne des augustinischen „Ascende superius“ — auf Gott verweist. Die Schöpfung ist nach diesem Denken nichts weiter als ein Rohstoffreservoir für den Menschen, das er in absoluter Autonomie nach seinem Bild gestaltet. Auch auf den Menschen trifft es zu, daß er nicht Bild noch Botschaft Gottes ist; auch er ist lediglich „Material“ zu seiner eigenen Disposition, d. h. wie die Entwicklung der Geschichte lehrt: zur Disposition der „starken Männer“, der Diktatoren, die aus den Menschen, die mit der Abbildlichkeit zu Gott ihre Personalität verloren haben, ihre Kollektive bauen. Demgegenüber weist das organische Denken sich gerade dadurch als solches aus, daß es die gottgewollte Vermittlerrolle der Schöpfung erkennt und ernst nimmt.

Zwei geschöpflichen Zweitursachen kommt in der Schau Pater Kentenichs eine besondere Bedeutsamkeit zu: in der Heilsordnung und Heilsgeschichte der Mutter und Magd des Herrn, der allerseligsten Jungfrau Maria, und in der Natur- und Gnadenordnung dem Vater. Beiden eignet eine zweitursächliche Vermittlerrolle, deren Vernachlässigung oder Nichtbeachtung sich auf die Gottesbeziehung der betreffenden Menschen folgenreich auswirken muß.

Wo nun das idealistisch-separatistisch-mechanistische Denken — bewußt oder unbewußt — zum Zuge kommt, wird darum gerade die Rolle der Gottesmutter wie auch die Rolle des Vaters nicht nur zur Frage, sondern wird negiert und abgebaut. In der Überzeugung Pater Kentenichs beruhte der Sieg des Massenmenschentums und des Kollektivismus entscheidend auf

der Beseitigung der Vatergestalt und der Vaterrolle, die das idealistisch-separatistisch-mechanistische Denken verursacht hat. Darum kann die Rettung des Menschen als Persönlichkeit und die Gestaltwerdung eines neuen christlichen Menschen in einer neuen christlichen Gemeinschaft und Gesellschaftsordnung nur gelingen, wenn das idealistisch-separatistisch-mechanistische Denken überwunden und auf der Grundlage des organischen Denkens die unersetzliche Rolle des Vaters neu erkannt und die Vatergestalt wiederhergestellt wird.

Aus dieser Einsicht in die zentrale Bedeutung des Vaters im geistigen Kampf der Gegenwart hatte Pater Kentenich die ihm als Gründer seines Werkes zuteilgewordene Vaterschaft zu einem Angelpunkt seiner Gründung gemacht, das heißt: er hatte seine Gründung ausdrücklich als Vatergemeinschaft, als Familie um sich als geistigen Vater gestaltet und so angelegt, daß Vaterschaft zu den unveräußerlichen bleibenden und prägenden Grundwirklichkeiten seiner Gründung gehören sollte.

Hier nun wurde, nachdem die Lehre Pater Kentenichs und Schönstatts als dogmatisch sauber und gesund und das Werk in seinem inneren Leben wie in seinem Apostolat nach außen als höchst wertvoll und förderungswürdig befunden worden war, der Einwand erhoben, daß die Bindung der Schönstattfamilie an den Gründer, die in der praktischen Anerkennung Pater Kentenichs als geistlichem Vater bestand, das vernünftige Maß überschreite und, wie man sehen zu können meinte, zu einer Abhängigkeit führe, die, entgegen der proklamierten Absicht, die Entfaltung von christlichen Persönlichkeiten nicht fördere, sondern verfälsche und verhindere. Daraus erwuchs als oberste und entscheidende Folgerung die Forderung nach der Trennung und Isolation Pater Kentenichs von seinem Werk. Die übermäßige Bindung der Schönstattfamilie an Pater Kentenich sei so stark, daß sie anders nicht korrigiert werden könne. So konzentrierte sich die oben beschriebene umfassende Thematik wie in einem Brennpunkt auf die Kontroverse um die Vaterschaft, wie Pater Kentenich sie innerhalb seiner Gründung verwirklicht hatte.

Damit sind wir bei den Fragen angelangt, um die es uns hier zu tun ist. Wir können sie etwa so formulieren: Was bedeutet es, wenn man in der Schönstattfamilie Pater Kentenich als Vater verstand? Welches waren, inhaltlich gesehen, die charakteristischen Momente dieser Vaterschaft? Und wie sah diese Vaterschaft in der praktischen Anwendung aus?

Geben wir aber, ehe wir auf diese Fragen eingehen, noch einen Hinweis. Wir sprechen im Folgenden von der Vaterschaft, die für das Verhältnis Pater Kentenichs zu seinem Gesamtwerk, zu allen Gemeinschaften und Zweigen seiner vielgliedrigen Gründung Geltung hat, nicht jedoch von der

speziellen Anwendung der Vaterschaft, wie sie im Zusammenhang mit dem sogenannten Elternprinzip von ihm für die Leitung des Instituts der Marienschwestern eingeführt wurde. Darüber wird ein eigener Beitrag in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift handeln.

Werkzeuglich-schöpferische Lebensvermittlung

Will man den rechten Zugang zum Verständnis der von Pater Kentenich praktizierten, von der Schönstattfamilie bereitwillig angenommenen und als Segen erfahrenen Vaterschaft finden, so tut man gut daran, sich zu vergegenwärtigen, daß sie nicht, wie sich auch denken ließe, ein Produkt rationaler Planung und zielstrebigener Indoktrination war. Sie entstand vielmehr spontan aus der Erkenntnis, daß Pater Kentenich im Vollzug seiner Gründeraufgabe nichts anderes als Vaterschaft verwirklichte. Sie war also Anerkennung tatsächlich gelebter Vaterschaft. Dann erst, als Pater Kentenich solcher Weise auf dem Lebensweg auf die Vaterschaft und ihre Bedeutung, aber auch auf ihre Krise in der Gegenwart aufmerksam gemacht worden war, begann er über sie zu reflektieren und sie bewußt im Verhältnis zu seiner Gemeinschaft zu realisieren.

Sehr schön offenbart sich die Spontaneität der Erkenntnis der Vaterschaft Pater Kentenichs in der scheuen Geste bei der ersten feierlichen Weihe der ersten Bundesschwestern im April 1925, von der Nikolaus Lauer in der Lebensbeschreibung Gertraud von Bullions berichtet; es heißt da: „Ehe sie zur Ablegung der Weihe ins Kapellchen einzogen, suchten Klara Weber und Gertraud den Bundesleiter, Pater Kentenich, auf und baten ihn, die Erstlinge der Frauenbewegung, die die feierliche Weihe zum erstenmal vollziehen wollten, ‚als Vater der Apostolischen Bewegung‘ vor diesem wichtigen Schritt zu segnen. ‚Er kam und erfüllte uns die Bitte; es war, wie wenn Eltern ihre Kinder segnen, ehe sie den wichtigsten Schritt ins Leben tun‘ . . .“ Die Begebenheit zeigt klar, wie wenig Pater Kentenich zunächst die Vaterrolle gesucht hatte und wie wenig er sie anderen aufdrängte. Überhaupt rückte er sich selber nicht in den Vordergrund. Auch diese erste feierliche Weihe von Bundesschwestern, die er immerhin einige Jahre hindurch unter größtem persönlichen Einsatz geschult hatte, nahm nicht er entgegen; er hatte vielmehr den damaligen Provinzial der Limburger Pallottiner, Pater Laqua, gebeten, bei der Weihe als Offiziator zu fungieren. Pater Kolb, der frühere Provinzial, assistierte.

Wie hier in einem einzelnen Fall, so wurde die Gründung des Schönstattwerkes insgesamt von den Mitgliedern als Vollzug geistig-geistlicher Vaterschaft, das heißt: als schöpferische Lebensmitteilung und Lebensgestaltung

erfahren. Schönstatt war in erster Linie nicht eine Organisation und sein Gründer damit in erster Linie nicht ein Organisator; es war auch nicht ein Verein, für den Statuten die wichtigste Grundlage sind; erst recht war es nicht eine Maschine, eine Apparatur, die einen Aufseher und Wärter braucht. Schönstatt war etwas Lebendiges, es war Lebensgemeinschaft, Familie. Diese Familie aber verdankte, wie jeder klar sehen konnte, ihr Dasein dem Gründer, der sich damit als Vater erwiesen hatte. Aber nicht nur die Schönstattfamilie als ganze erfuhr eine gelebte Vaterschaft Pater Kentenichs. Auch die einzelnen Mitglieder, zumal diejenigen, die Pater Kentenich zum ständigen Beichtvater oder Seelenführer wählten, machten in ihrer Beziehung zu ihm die Erfahrung geistlicher Vaterschaft. Ihr Leben als Christen, als Kinder Gottes entfaltete unter seiner Anleitung ein Wachstum, wie es ihnen vorher unbekannt gewesen war.

Man kann demnach die Vaterschaft Pater Kentenichs, wie sie sich im Rahmen seines Gründerdienstes an der Schönstattfamilie zeigte, inhaltlich zunächst als schöpferische Lebensmitteilung kennzeichnen — als werkzeuglich-schöpferische Lebensmitteilung, da er seine Gründung nicht in Funktion eigener natürlicher Begabung tätigte, sondern als Erfüllung einer Berufung und Sendung durch Gott und in der Kraft seiner Gnade, das heißt: als Werkzeug.

Anders ausgedrückt, kann man sagen: Die Vaterschaft Pater Kentenichs war werkzeuglich-schöpferische Lebensmitteilung. Die Vaterrolle Pater Kentenichs war eine Vermittler- oder Mittlerrolle. Gott vermittelte durch ihn dem Werke Beginn und Leben — nicht das Leben schlechthin, aber das Leben als so geprägte originelle Gemeinschaft —, Zielsetzung und Aufgabe, Leitung und Steuerung, Seins- und Denkstruktur. Dieser Vermittlerrolle von Gott her entsprach eine Vermittlung zu Gott hin, die sowohl durch das Wirken Pater Kentenichs wie durch seine Gestalt, seine Person, durch den Transparenzcharakter seiner Gestalt und Person, vollzogen wurde. Konkrete Form nahm die Vermittlerrolle Pater Kentenichs auf Gott hin in den beiden Momenten seiner Vaterschaft an, über die wir gleich noch zu sprechen haben: in seinem Erziehertum und seinem Hauptcharakter.

Solch werkzeugliche Vermittlung ist zu verstehen als Auswirkung und Ausdruck des Gesetzes, nach dem Gott sich bei der Lenkung und Regierung seiner Schöpfung geschaffener Zweitursachen bedient. Sie ist ferner gleichsam die Verlängerung der Mittlerschaft des einen Mittlers zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus, im Raum und Zeit. Die Mittlerschaft des Gottmenschen schließt werkzeugliche Vermittlung durch Geschöpfe nicht aus, sondern ein. Die von ihm gegründete Heilsordnung ist eine Ordnung, die in vielfältiger Weise geschöpfliche Vermittler und Vermittlungen

in Dienst nimmt und sich von ihnen abhängig macht. Auf Grund dieses Vermittlungscharakters seiner Gründertätigkeit konnte Pater Kentenich einmal von sich sagen: „Wenn Sie hinter mir nicht einen göttlichen Auftrag sehen, werden Sie mich natürlich nie verstehen.“

Prophetisch-menschenbildnerisches Erziehertum

Ein weiteres charakteristisches Moment der Vaterschaft Pater Kentenichs gegenüber seinem Schönstattwerk kann man prophetisch-menschenbildnerisches Erziehertum nennen.

Jeder Vater muß Erzieher sein. Das gilt von natürlich-leiblicher Vaterschaft, das gilt von geistig-geistlicher Vaterschaft in der Kirche. So gut wie alle Gründer von Gemeinschaften des Standes der evangelischen Räte haben ihren Gründungsauftrag zugleich als Erziehungsauftrag begriffen. Man kann sagen: Je mehr und besser sie diesen in den Gründungsauftrag eingeschlossenen Erziehungsauftrag auszuführen vermochten, desto vollkommener gelang ihnen das aufgetragene Werk.

Die Vaterschaft Pater Kentenichs mußte in ausgezeichneter Weise eine Erzieherfunktion umschließen. Der Auftrag zu seiner Gründung war wesentlich ein erzieherischer, ein menschenbildnerischer Auftrag. Die Uridee sozusagen, die Gott in sein Herz gelegt hatte und die in ihm zur Verwirklichung drängte, war eine pädagogische Konzeption, die Pater Kentenich in die Formulierung vom „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ kleidete. Was diese Konzeption im einzelnen besagt, brauchen wir hier nicht auseinanderzusetzen; wir können dafür auf die 1973 erschienene Spezialstudie von Dr. M. E. Frömbgen „Neuer Mensch in neuer Gemeinschaft“ (Schönstatt-Verlag, Vallendar) verweisen. Für unseren Gedankengang sei aber auf zweierlei eigens aufmerksam gemacht: 1. Wie die Formulierung vom „neuen Menschen“ ohne Schwierigkeit erkennen läßt, handelt es sich bei dieser pädagogischen Konzeption um nichts anderes als das überzeitliche christliche Ideal der „Nova creatura in Christo“ (vgl. 2 Kor 5, 17; Gal 6, 15). 2. Dieses zeitlos-gültige Ideal sollte Pater Kentenich in unseren Tagen originell neu Gestalt gewinnen lassen, um dadurch die große Gefahr unserer Zeit, das Massenmenschtum und den Kollektivismus, überwinden zu helfen und zugleich der Kirche einen Menschen- und Gemeinschaftstyp anzubieten, der fähig wäre, der herausziehenden neuen Epoche der Weltgeschichte den Stempel Christi aufzuprägen. Wir sprechen darum nicht bloß von einem menschenbildnerischen, sondern von einem prophetisch-menschenbildnerischen Erziehertum Pater Kentenichs. Sein Auftrag war wesentlich auf die Zukunft gerichtet und sollte in der Formung des „neuen Men-

schen in der neuen Gemeinschaft“ ein Beitrag zur Gestalt des Christen und der christlichen Gemeinschaft der Zukunft sein.

Zu diesem Erzieherium gehörte es, daß Pater Kentenich, wie alle Gründer religiöser Gemeinschaften in der Kirche vor ihm, nicht nur der von Gott bestellte Erzieher seiner Söhne und Töchter zu sein hatte, sondern auch in sich selber das erzieherische Modell und Muster, den „exemplarischen Fall“ des erstrebten „neuen Menschen“ verkörpern und vorleben mußte. Mitgliedschaft in seinen Gemeinschaften bedeutet deshalb auch Ausrichtung auf sein Vorbild, auf das Muster, das er darbot; es war Nachfolge seines Lebens, Nachahmung seiner Person. Das steht nicht im Widerspruch dazu, daß christliches Leben, zumal in Gemeinschaften der evangelischen Räte, Nachfolge und Nachahmung Christi zu sein hat, sondern befindet sich im Gegenteil im Einklang damit. Gründer von der Art Pater Kentenichs haben die Aufgabe, ihrer Gefolgschaft — und darüber hinaus auch der Kirche — das Antlitz Christi neu aufleuchten zu lassen und durch ihr Leben aufzuzeigen, was Nachfolge Christi in der jeweiligen Zeit heißt, wie sie möglich ist und welche konkrete Gestalt sie annehmen kann. Ähnlich sieht das II. Vatikanische Konzil die Funktion der Seligen überhaupt, unter denen sich ja nicht wenige Gründer befinden: „Im Leben derer, die, zwar Schicksalsgenossen unserer Menschlichkeit, dennoch vollkommener dem Bilde Christi gleichgestaltet werden (vgl. 2 Kor 3, 18), zeigt Gott den Menschen in lebendiger Weise seine Gegenwart und sein Antlitz. In ihnen redet er selbst zu uns, gibt er uns ein Zeichen seines Reiches, zu dem wir, mit einer so großen Wolke von Zeugen umgeben und angesichts solcher Bezeugung der Wahrheit des Evangeliums, mächtig hingezogen werden“ (Lumen Gentium, Nr. 50).“

Hauptcharakter

Das dritte und letzte Moment der von Pater Kentenich in Schönstatt ausgeübten Vaterschaft, auf das wir hier eingehen wollen, läßt sich mit „Hauptcharakter“ bezeichnen.

Bei Gründern religiöser Gemeinschaften kann man einen doppelten Hauptcharakter unterscheiden. Zunächst hat jeder Gründer, solange die kirchliche Autorität nicht anders verfügt oder er selber nicht anders disponiert, seiner Gründung gegenüber die Stellung eines Hauptes im Sinne des Rechtes. Er ist der rechtliche Obere seiner Gründung. Das war auch bei Pater Kentenich in seinem Verhältnis zum Schönstattwerk lange Jahre hindurch so. Bald nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch nahm er die rechtliche Verselbständigung der einzelnen von ihm gegründeten Gemeinschaften vor. Er gab

damit in den betreffenden Gemeinschaften die Stellung des rechtlichen Hauptes auf. Von dieser soll darum, wenn wir hier von „Hauptcharakter“ sprechen, auch nicht die Rede sein. Wir meinen vielmehr den Hauptcharakter, der einem Gründer in der Beziehung zu seiner Gründung auch dann eignet, wenn er ihr gegenüber, aus welchem Grunde auch immer, keine Oberrechte mehr innehat.

Dieser Hauptcharakter hat seine reale Grundlage in den beiden zuerst beschriebenen Momenten seiner Vaterschaft: in der werkzeuglich-schöpferischen Lebensvermittlung und in dem menschenbildnerischen Erziehertum und bedeutet deren Fortsetzung und Geltung auch unabhängig von einer Oberstellung. Als schöpferischer Lebensvermittler und Erzieher gab Pater Kentenich sich selbst mit seiner Seins- und Denkstruktur in seine Gründung hinein, die darum als sein Abbild, gleichsam als die Ausweitung und Vergrößerung seines „Ich“ immer an ihn gebunden bleibt. Zutiefst und zuletzt aber wurzelt der Hauptcharakter Pater Kentenichs in der Disposition der göttlichen Vorsehung, die Gründer und Gründung als Einheit konzipierte, und zwar als eine Lebenseinheit, eine Lebensgemeinschaft, eine Familie, die in dem Gründer ihren Ursprung und ihre Mitte hat. Daraus ergibt sich eine bedeutsame Folgerung: Wer Mitglied eines religiösen Institutes werden will, muß selbstverständlich ja sagen zu dessen Satzungen und legitimen Gebräuchen, zu seinen Zielsetzungen, zu seinen Obern; was ihn aber zum lebendigen Glied der Gemeinschaft macht, das ist die Bejahung des Gründers, die Aufnahme einer persönlichen Beziehung zu ihm, der Eintritt in die Lebensgemeinschaft mit ihm.

Bei dieser Lebensgemeinschaft mit dem Gründer als Haupt handelt es sich — das sei noch einmal gesagt —, nicht um eine Bindung im Sinne des Rechtes; es geht um eine frei gewählte und ständig frei erneuerte Willens-, Gesinnungs- und Herzensgemeinschaft, um eine Solidarität echter Liebe, die ihrerseits hinstrebt zu einer unauflösliehen Gemeinschaft der Liebe mit Gott.

In der Schönstattfamilie haben sich dafür — allerdings nicht nur für den Bezug zum Gründer, sondern für jede Beziehung echter Liebe — die Begriffe des Miteinander, Ineinander und Füreinander herausgebildet. In dieser Dreiheit hat das Ineinander eine zentrale Stellung und Funktion. Es ist gleichsam Herzstück und Wurzel des Miteinander und Füreinander. Das Ineinander zwischen Gründer und Gründung bzw. den einzelnen Mitgliedern der Gründung bewirkt, daß zwischen ihnen nicht nur eine äußerliche Zusammengehörigkeit, etwa die einer Zusammenarbeit, sondern eine innere seelische Einheit besteht.

Zwei andere Begriffe, die ebenfalls für die Verdeutlichung der Lebenseinheit mit dem Gründer in der Schönstattfamilie aufgekommen sind, heißen:

Gleichschaltung und Einschaltung. Gleichschaltung besagt, daß das Leben des Gründers mit seinen Tugenden als verbindliche Norm anerkannt und tatsächlich erstrebt wird. Einschaltung besagt darüber hinaus, daß die Bindung und die Gebundenheit an seine Person gesucht wird und daß man die entscheidenden Stationen seines Lebens nach- und mitvollzieht. Die Gründung lebt nicht nur gemäß dem Vorbild des Gründers, nach den Satzungen, den Schriften, die er ihr hinterlassen hat; sie lebt mit ihm in Herzens- und Liebesgemeinschaft.

Mit diesen drei Momenten haben wir das Väterverständnis der Schönstattfamilie gegenüber ihrem Gründer wohl nicht vollständig, aber doch in einigen wesentlichen Konturen beschrieben. Anzuführen sind noch zwei Hinweise:

1. Die so gesehene Vaterschaft Pater Kentenichs beschränkt sich in der Auffassung der Schönstattfamilie nicht auf dessen irdische Lebenszeit, sie ist überzeitlich, besitzt also Geltung auch nach seinem Heimgang zu Gott. Immer bleibt er der werkzeuglich-schöpferische Lebensvermittler, der prophetisch-menschenbildnerische Erzieher und das einheitsstiftende Haupt, wenn auch diese Funktionen sich in seiner neuen Daseinsweise anders vollziehen, als es hier auf Erden der Fall war.
2. In dieser Vaterschaft Pater Kentenichs hat die Schönstattfamilie mit den Jahren mehr und mehr ein Transparent der Vaterschaft Gottes sehen und erleben dürfen. Es bewährte sich an Pater Kentenich das Gesetz der Übertragung und Weiterleitung, dessen Bedeutung für den Vollzug christlicher Existenz er an so vielen Stellen beleuchtet und erhärtet hat (vgl. dazu Hans M. Czarkowski: *Psychologie als Organismuslehre. Joseph Kentenich und die moderne Psychologie unter besonderer Berücksichtigung der Tiefenpsychologie.* Patris Verlag, Vallendar 1973).

Vaterschaft in der Geschichte der Kirche

Vaterschaft in diesem Verständnis stellt in der Kirche nicht etwas absolut Neues dar, ganz im Gegenteil! Die bedeutendsten Gründer der Vergangenheit waren solcher Art Vater und haben in eminenter Weise Vaterfunktion ausgeübt. Dabei konnten die charakteristischen Momente der Vaterschaft, wie wir sie an Pater Kentenich beschrieben haben, unterschiedlich stark betont sein, sie waren aber immer vorhanden. Allerdings wurde solche Vaterschaft und Vaterfunktion in früheren Jahrhunderten selbstverständlicher genommen und gelebt, während sie heute, weil der Sinn für Vaterschaft seit zweihundert Jahren mehr und mehr verkümmert und die Vaterstellung zunehmend abgebaut worden ist, nachdrücklicher betont und bewußter im Leben vollzogen werden muß.

An dieser Stelle wäre es wünschenswert, uns verschiedene Beispiele von Verwirklichungen der Vaterschaft in der Geschichte der Kirche genauer vor Augen zu führen. Die Ausführung dieser Absicht würde jedoch den Umfang dieses Beitrags ungebührlich ausweiten. Begnügen wir uns daher mit einigen Zeugnissen und Belegen, die zugleich geeignet sind, unsere Zeichnung der Vaterschaft Pater Kentenichs in seinem Schönstattwerk noch etwas mehr zu verdeutlichen.

Daß die Gründung einer religiösen Gemeinschaft nicht mit der Errichtung eines Vereins gleichgesetzt werden kann, sondern werkzeuglich-schöpferische Lebensmitteilung bedeutet, bedarf wohl keines besonderen Nachweises. Was aber nicht immer in gleicher Weise vor Augen steht und berücksichtigt wird, ist die Tatsache, daß die durch einen Gründer geschehende schöpferische Lebensmitteilung zugleich werkzeugliche Vermittlung ist und dem Gründer für seine Gründung den Charakter eines werkzeuglichen Vermittlers verleiht. Zumal eine Zeit, die vom separatistisch-mechanistischen Denken beherrscht wird, hat mit der Sicht und der Anerkennung solcher werkzeuglichen Vermittler und Vermittlungen erhebliche Schwierigkeiten.

Mit welcher unangefochtener Selbstverständlichkeit dagegen solcher Vermittlercharakter in früheren Jahrhunderten in Anspruch genommen wurde, mag ein Wort des hl. Augustinus dartun. „Wer entschlossen ist, mit mir zusammenzuleben,“ sagt der Heilige von Hippo, „wird Gott besitzen.“ Das ist gewiß ein anspruchsvoller Satz, aber für den hl. Augustinus und die Seinen stellte er eine fraglos gültige Wahrheit dar.

Von der gleichen Selbstverständlichkeit der Selbstauffassung war ein anderer Gründer jener frühen Jahrhunderte beseelt, der hl. Pachomius. In seiner „Vita“ heißt es von ihm, daß er die aufzunehmen begann, „welche infolge ihrer Sinnesänderung durch ihn zu Gott gelangen wollten“.

Daß Franz von Assisi in den Augen seiner Zeitgenossen ein solcher Vermittler war, geht aus einer Fülle von Berichten über sein Leben hervor. Als der spätere Bruder Pacifico, gefeierter Troubadour und von Kaiser Friedrich II. gekrönter Dichterkönig, ihn 1212 in San Severino predigen hörte, wurde er innerlich so erschüttert, daß er auf der Stelle sein Leben zu ändern beschloß. Er tat es, indem er zu dem Heiligen hinging und zu ihm sagte: „Nimm mich fort von den Menschen und gib mich Gott.“ Hier kommt der Mittlercharakter des hl. Franz bildhaft-anschaulich zum Ausdruck. Wie sehr die ersten Minderbrüder in Franz geradezu den universellen Vermittler ihres Lebens erblickten, macht die Klage deutlich, die sie — nach dem „Spiegel der Vollkommenheit“ — anstimmten, als er einmal die ganze Nacht hindurch Blut gehustet hatte: „Vater, was sollen wir ohne dich machen? Wem wirst du uns in unserer Verwaisung hinterlassen? Du warst uns stets

Vater und Mutter, du hast uns in Christus erzeugt und geboren. Du warst unser Führer und Hirt, unser Lehrer und Richter, der uns mehr durch sein Beispiel als durch seine Worte belehrt und gerichtet hat. Wohin sollen wir gehen, wir Schafe ohne Hirten, wir verwaisten Söhne ohne Vater, wir rohen und einfältigen Menschen ohne Führer? Wo sollen wir dich suchen, du Glanz unserer Armut, du Lob unserer Einfalt, du Ehre unserer Niedrigkeit? . . . Dein Leben war immerdar unser Licht, und deine Worte waren uns alle Tage brennende Fackeln auf dem Weg des Kreuzes. . .“ Dabei wußten die klagenden Männer sehr gut, daß sie von Gott, ihrem Vater im Himmel, nicht verlassen sein würden.

In gleicher Weise dachten die ersten Jesuiten von ihrem Vater Ignatius. Als Pater Nadal im Februar 1555 als Visitator von Rom nach Deutschland reiste, hinterließ er seinen Mitbrüdern für die Pflege des todkranken Ignatius die Anweisung: „Unser größtes Anliegen muß es sein zu sorgen, daß unser Vater seine Ruhe hat, denn seine Ungestörtheit ist wichtig, da er so innig mit Gott verbunden ist, daß er die Stütze und das Ausgleichsgewicht für seinen ganzen Orden bildet.“

Nicht weniger selbstverständlich wurde Vaterschaft als menschenbildnerisches Erziehertum betrachtet. Die besten Gefolgsleute der Gründer haben ihnen die vollkommenste Erziehungswilligkeit entgegengebracht. Sie gingen selbst dann auf ihre Erziehungsmaßnahmen ein, wenn diese hart oder sogar gegen ihre Vernunft erscheinen wollten. Nie wäre ihnen der Gedanke gekommen, daß die möglichst vollkommene Anhänglichkeit an den Gründer ihrer christlichen Vollkommenheit, der Freiheit der Kinder Gottes, Eintrag getan hätte.

So nahm Franz von Assisi die ersten Gefährten, wie Bernhard von Quintavalle und Pietro Cattani, nur unter der Bedingung an, daß sie ihren ganzen Besitz sofort und restlos an die Armen verschenkten. Bruder Masseo gab er eines Tages an der Wegkreuzung nach Siena den Befehl, sich so lange im Kreise zu drehen, bis er umfiel, und als er bei der Rückkehr vom Hl. Lande nach Bologna kam und hörte, daß die Brüder dort ein Haus hätten, betrat er die Stadt nicht, sondern gebot, vor der Stadtmauer stehend, den Brüdern, das Haus zu räumen; nicht einmal die Kranken durften darin bleiben.

Ungewöhnlich strenge Maßnahmen konnte auch der hl. Ignatius ergreifen. Bekannt ist, wie eisern er von seinen Söhnen in aller Welt eine exakte Berichterstattung verlangte. Dabei hielt er unerbittlich darauf, daß sämtliche Briefe an ihn persönlich gerichtet wurden. Als Pater Lanoy aus Wien einmal eine Sendung Briefe über den Sekretär Pater Polanco an ihn adressiert hatte, ließ Ignatius sie ungeöffnet zurückschicken. Im Begleitbrief dazu

flehte der Sekretär den Pater Lanoy an, künftig alle Briefe „nicht mehr an die Füße, sondern an das Haupt“ zu senden.

Das menschenbildnerische Erziehertum der Gründer zielte immer auf das Werden der „Nova creatura in Christo“. Dabei übten sie im doppelten Sinne Vermittlercharakter aus: insofern sie Erzieher und insofern sie Muster und Modellfall ihrer Erziehung waren. So wird von Pachomius berichtet: „Der Vater selbst, in allem geleitet von der Gnade, war für jede Art der Lebensführung Vorbild, Maß und Regel.“ Die zweite Generation der Franziskaner, in denen man in einem gewissen Sinne die ersten wahren Söhne des hl. Franz sehen kann, ahmten ihren geistlichen Vater buchstäblich nach — Bruder Giovanni bis in jede Geste hinein — und gingen, wie ein Biograph bemerkt, mit größter Treue auf alle seine Einfälle ein. Besonders traf das auf die hl. Klara zu. Für den Willen des hl. Franz war sie immer offen, schwerer zugänglich war sie dagegen, wie ihr Kampf um die vollkommene Armut zeigt, für Willensbekundungen von anderer Seite.

Es wäre wirklich verwunderlich, wenn die Jünger des hl. Ignatius ihren Vater nicht ebenso als Vermittler ihrer Christusnachfolge gesehen hätten. Wiederum findet man ein entsprechendes Zeugnis bei Pater Nadal. Nach Erhalt der Nachricht vom Tode des Heiligen schreibt er in sein Tagebuch: „In der Art, wie der Vater Ignatius starb, gab sich eine wundersame Demut kund. Es war, als hätten ihn, der sich stets selbst vollkommen vergaß, nun auch alle anderen vollkommen vergessen. Darin ist er uns Nachbild Christi, den wir zum Heerführer erwählt haben und der immerdar unser Führer bleiben wird: Christus in unserem General.“

Auch das dritte Moment, das wir an der Vaterschaft Pater Kentenichs hervorgehoben haben, der Hauptcharakter und die darin sich ausdrückende Lebenseinheit, das Ineinander, Miteinander und Füreinander, gehört zur Vaterschaft, wie sie früher in der Kirche gelebt wurde. Wir weisen auf zwei Beispiele hin, die besonders den Punkt, auf den es hier ankommt, die Lebenseinheit mit dem Gründer als seelisches Ineinander, gut zur Darstellung bringen.

Das erste Beispiel ist das Verhältnis zwischen Franz von Assisi und Klara. Piero Bargellini, einer der besten Biographen der beiden Heiligen, faßt dieses Verhältnis in die Worte: „Francesco ruhte in Klara wie Klara in Francesco. Ob nah oder fern, sie verstanden sich immer, das heißt, sie neigten sich mit den Gipfeln ihrer Seelen einander zu, wenn sie auch in den Wurzeln durch ihre verschiedene menschliche Natur getrennt waren. Mann und Frau vereinigten sich in der Heiligkeit mit vertrauter Natürlichkeit.“ Wenn die beiden Heiligen sich auch nur selten sahen, so waren sie, nach dem gleichen Biographen, einander immer gegenwärtig. Als Franz sich auf der Wande-

rung in einer Vollmondnacht über einen Brunnen beugte, erblickte er in dem Wasserspiegel nicht, wie Bruder Leo auf seine Frage meinte, den Mond, sondern das Antlitz Klaras. „Nach Gott und dem Firmament,“ so lautete ein vielsagender Ausspruch des Poverello, „Klara.“

Nun sind von den beiden Heiligen des 13. Jahrhunderts nicht allzu viele schriftliche Zeugnisse auf uns gekommen. Besser steht es in dieser Hinsicht mit dem zweiten Beispiel, auf das wir kurz eingehen wollen, mit dem Verhältnis zwischen dem hl. Franz von Sales und der hl. Johanna Franziska von Chantal. Die Innigkeit ihres Verhältnisses zueinander ist im übrigen so bekannt, daß dies hier nicht eigens aufgewiesen werden muß. Wir wollen lediglich einige Briefstellen zitieren, die die lebendige Einheit, die Solidarität ihrer Herzen schön erkennen lassen. So schreibt der hl. Franz von Sales unter dem 7. Dezember 1604 am Schlusse seines Briefes an Frau von Chantal: „Alle Tage opfere ich Gott Ihr Herz, meine liebe Schwester und Tochter, zusammen mit dem seines Sohnes in der hl. Messe. Geben Sie ihm das meine, und ich werde am Tage des Gerichtes für Sie einstehen.“ In einem Brief Anfang Juni 1605 heißt es: „Sie wissen genug, weil ich es Ihnen bei jeder Gelegenheit schreibe, daß ich Sie im Geiste begleite; es ist wahr. Nein, es wird niemals möglich sein, daß mich irgend etwas von Ihrer Seele trennt; das Band ist allzu stark. Der Tod selbst wird keine Macht haben, es aufzulösen, weil es aus einem Stoff ist, der ewig dauert.“ Der Brief vom Fest des hl. Augustinus (28. 8.) 1605 weist auf das Fundament ihrer Herzessolidarität hin: auf den göttlichen Willen und die göttliche Liebe: „Wie sehr liebt meine Seele die Ihre! Sorgen Sie, daß die Ihre fortfährt, sich der meinen recht anzuvertrauen und sie sehr zu lieben. Gott will es, meine Tochter, ich weiß es wohl, und er wird seine Ehre dadurch vermehren. Er sei unser Herz, meine Tochter; ich bin in ihm und nach seinem Willen ganz der Ihre. Leben Sie froh und seien Sie großmütig. Gott, den wir lieben und dem wir uns geweiht haben, will es so. Er hat mich Ihnen gegeben, er sei ewig gepriesen und gelobt.“ Besonders gut kommt das heilige Ineinander ihres Verhältnisses in einem Brief Ende Februar 1606 zum Ausdruck: „Wahrlich, meine liebe Tochter, es ist wahr, daß unsere Einheit der höchsten Einheit ganz geweiht ist. Ich empfinde immer lebhafter die höhere Wahrheit unserer innigen Verbindung, und das wird mich davor bewahren, Sie jemals zu vergessen, auch nachdem ich, ja lange nachdem ich mich selbst vergessen haben werde, um mich desto mehr an das Kreuz zu heften. Ich muß versuchen, Sie für immer fest und stetig an dem Platz zu halten, den Ihnen Gott in meiner Seele gegeben hat, die am Kreuze haftet.“ Auch als der hl. Franz in der Seele der hl. Franziska einen Losschälungsprozeß einleitete, um sie vollkommen auf Gott zu stellen, da bedeutete das für ihn keine Aufhebung oder Zerstörung ihrer Herzenseinheit, ihres seelischen Ineinander:

„Gott möge mich auf ewig besitzen, Amen.“ schreibt er am 18. Mai 1616 an die Heilige, „denn ich bin sein hier und dort, wo ich, wie Sie wissen, vollkommen in Ihnen bin. Denn Sie sind von mir untrennbar, außer in der Übung und Ausführung des Verzichtes auf unser ganzes Selbst für Gott.“

Nun wird man fragen und den Einwand bringen können, ob ein solches Verhältnis nicht so einzigartig ist, daß es als Ausnahme angesehen werden muß. Die Antwort darauf wird lauten: In der Tat war dieses Verhältnis einzigartig, aber nicht in dem Sinne, daß es nicht wiederholbar wäre oder nicht wiederholt werden sollte, sondern nur deswegen, weil es de facto zwischen Menschen leider nur selten verwirklicht wird. Wohl wird man sagen, daß die Sprechweise des hl. Franz von Sales zeitgebunden war und nicht einfach kopiert werden kann. Was sie aber untereinander verband, was sie in ihrem Verhältnis in einzigartiger Vollendung zur Reife brachten, das gehört zum Wesen der Liebe und darf daher nirgendwo fehlen, wo es sich um echte Liebe handeln soll: die Gemeinschaft, die Einheit, das Ineinander von Wille und Herz.

Abschließende Feststellungen

Wir kommen zu einigen abschließenden Feststellungen. Die erste knüpft an die Beobachtung der Entwicklung religiöser Gemeinschaften — Orden, Kongregationen, Gesellschaften, Säkularinstitute — an. Um das geistliche Leben solcher Gemeinschaften und um ihre fruchtbare Wirkung in Kirche und Welt hinein war es immer so lange gut bestellt, als sie in enger, immer wieder erneuerter Bindung an ihren Gründer als Vater lebten, das heißt: ihm verbunden waren als schöpferischem Ursprung und Vermittler ihres Lebens, als maßgeblichem Erzieher und gültigem erzieherischem Muster und als lebendigem Haupt, mit dem sie in echter Liebe eine innere Einheit bildeten. Deshalb haben die Päpste an die religiösen Gemeinschaften häufig die Mahnung gerichtet — wie z. B. Pius XI. 1924 —, sich stets neu auf Idee, Geist und Person ihrer Gründer zu besinnen, damit sie im hochgelagerten Leben und Streben der Anfänge beheimatet blieben. Um das gleiche Anliegen war es dem letzten Konzil zu tun.

Die zweite Feststellung: Die geistliche Vaterschaft, wie Pater Kentenich sie in den aufgezeigten charakteristischen Momenten darlebte, war im Grunde nichts anderes als die Verkörperung dessen, was die Kirche unter Priestertum und seelsorglichem Wirken des Priesters versteht. In seiner Vaterschaft hat Pater Kentenich gegenüber der Schönstattfamilie die Aufgabe und Gnade seines Priestertums, so vollkommen es ihm möglich war, zur Entfaltung gebracht. Er verdeutlichte den Seinen die Vaterschaft Gottes und weckte dadurch in ihnen die christliche Grundhaltung der Kindlichkeit. Gleichzeitig

brachte er sie durch die Anziehungskraft seiner abbildhaft gelebten Vaterschaft auf den Weg zu Gott dem Vater und seiner Liebe als der Grundwirklichkeit und dem erfüllenden Ziel ihres Lebens.

Die dritte und letzte Feststellung: Die Kirche und die Christen in ihr bedürfen heute unbedingt der Erneuerung so verstandener Vaterschaft. Der Rückgang und der Verlust dieser Vaterschaft ist einer der Faktoren, die entscheidend dazu beigetragen haben, daß christliche Frömmigkeit sich in den letzten Jahrhunderten in eine bedenkliche Nähe zu Moralismus und Legalismus entwickelt hat, das heißt: als Befolgung eines Katalogs von Geboten und Verboten verstanden wird, und daß die christlichen Gemeinden und Gemeinschaften oft keine lebendigen Gemeinschaften mehr darstellen, die auf ihre Mitglieder wie auf Außenstehende eine bewegende Anziehungskraft ausüben. Der Priester, der nicht mehr Vater sein will, kommt unseres Erachtens schwer daran vorbei, nicht Beamter, Manager oder Funktionär zu werden. Was wir aber dringend brauchen, das ist der Priester als Vater: als werkzeughch-schöpferischer Lebensvermittler, als menschenbildnerischer Erzieher, als Lebensgemeinschaft, Lebensseinheit stiftendes Haupt.

Wachsende Kriminalität

Der Chef der Kölner Kriminalpolizei, H. W. Hamacher, der vor gut zwei Jahren dadurch bekannt wurde, daß er sich zusammen mit einem Kollegen im Austausch für Geiseln in die Hände dreier Bankräuber begab, hat ein lesenswertes Buch über die Entwicklung der Kriminalität in der Bundesrepublik Deutschland geschrieben („Tatort Deutschland“, Lübbe-Verlag, Bergisch-Gladbach). Das Buch berichtet nicht nur, es bringt nicht nur informierende Zahlen und Statistiken, es enthält auch eine instruktive Diagnose. Referieren wir aber zunächst einige Zahlen und Zahlenvergleiche! Wie sah es z. B. im vergangenen Jahr mit der Kriminalität in der Bundesrepublik aus? Pro Tag starben neun Menschen eines gewaltsamen Todes oder waren Opfer eines Mordversuchs. Alle 39 Minuten geschah ein Raubüberfall bzw. eine Erpressung. In jeder Nacht wurden durchschnittlich drei Tresore geknackt. Alle zwanzig Sekunden, d. h. dreimal in der Minute fand ein Diebstahl statt.

In den letzten zwanzig Jahren waren die Verbrechenzahlen in einem steten Anstieg begriffen. Von 1953 bis 1970 nahmen Diebstähle um das Dreifache, Mord und Totschlag um 185 Prozent zu. Alle Verbrechen zusammengenommen verzeichneten im angegebenen Zeitraum einen Zuwachs von mehr als hundert Prozent, während die Gesamtbevölkerung nur um zwanzig Prozent zunahm. An dieser Zunahme der Verbrechen sind junge Menschen unproportioniert hoch beteiligt. Der Anteil der Jugendlichen und Heranwachsenden an der Gesamtbevölkerung betrug 1970 sechs Prozent; ihr Anteil an der Summe der begangenen Verbrechen dagegen lag bei 22 Prozent. Besonders auffällig ist die Zunahme früher in der Bundesrepublik fast unbekannter Verbrechen: Kindesentführung, Raub mit Geiselnahme, Rauschgiftdelikte. Geht die Entwicklung in der bisherigen Weise weiter, so werden wir nach Hamacher 1980 pro Tag elf Morde und Mordversuche, pro Stunde ein Notzuchtverbrechen, alle zehn Minuten einen Raub oder eine Erpressung und alle drei Minuten einen Autodiebstahl registrieren müssen.

Hamacher bietet für diese ziemlich besorgniserregende Entwicklung, wie wir schon sagten, eine instruktive und bemerkenswerte Diagnose an. Sie lautet in seinen eigenen Worten: „Vermutlich gibt es eine Kriminalitätsformel, die sich aus den Faktoren Bevölkerungs-, Auto- und Fernsehdichte zusammensetzt.“ Daß Bevölkerungsdichte für die Häufigkeit der Kriminalität eine Rolle spielt, gibt z. B. die Tatsache zu erkennen, daß jedes zweite Verbrechen in einer Großstadt, aber nur jedes siebte Verbrechen auf dem Lande begangen wird. Die Verstädterung fördert die Isolierung und Vereinsamung

der Menschen, sie führt zur Auflösung der Bindungen, ohne die auf die Dauer ein sittliches Leben und Zusammenleben nicht möglich ist. — Das Fernsehen übt besonders auf junge Menschen einen prägenden Einfluß aus: „Eine Generation wurde inzwischen mit dem Bildschirm groß. Und genau während des Eroberungszuges dieser neuen Informations- und Unterhaltungsart ergaben sich überall in der Welt auffallende Änderungen im Verhalten der jungen Generation; denn die täglich gezeigte Gewalt fördert auch im einzelnen den Hang zur Gewalt.“ — Am interessantesten dürfte sein, was Hamacher über den Zusammenhang von Auto und Verbrechen sagt: „Sobald auf vier Einwohner ein Personenkraftwagen kommt, steigen nicht nur die Verbrechenzahlen, sondern es vollzieht sich ein Umschlag in der Qualität des Verbrechens“: Die Gewaltkriminalität nimmt zu. Das Auto reizt zum Verbrechen und erleichtert das Verbrechen. So weist Hamacher darauf hin, daß das Auto den Aktionsradius der Verbrecher auf durchschnittlich 150 Kilometer erhöht hat. Es schützt den Verbrecher vor zudringlichen Blicken anderer und bietet bessere Transport- und Fluchtmöglichkeiten.

Bekanntlich ist die Polizei nicht in der Lage, der Verbrechen und Verbrechenszunahme Herr zu werden, im Gegenteil: die Aufklärungsquote geht zurück. Der gefährlichen Entwicklung — gefährlich nicht bloß im Blick auf die Opfer, sondern auch im Blick auf die Menschen, die zu Verbrechern werden — läßt sich mit Polizeimaßnahmen allein nicht beikommen. Es müssen sich die Menschen und dadurch die Verhältnisse ändern. Der Kölner Kripo-Chef mißt in dieser Hinsicht mit Recht der Familie eine ausschlaggebende Bedeutung zu: „Mehr noch als früher setzt der Erziehungsprozeß heute die intakte Familie voraus.“

Daraus ergibt sich eine Reihe von Folgerungen: Zum Beispiel die, daß wir nicht unbekümmert fortfahren dürfen, Mütter, die in ihren Familien benötigt werden, an Arbeitsplätze außerhalb der Familie zu locken. Die Ehescheidung darf nicht begünstigt und als etwas völlig Normales angesehen werden. Väter und Mütter müssen sich mehr ihren Kindern zur Verfügung stellen, um mit ihnen die Aufgaben der Lebensmeisterung anzugehen. Wenn gerade Kinder und Jugendliche immer zahlreicher auf die schiefe Bahn geraten, meist zunächst infolge von Eigentumsdelikten, so liegt die Ursache dafür häufig in einem Mangel an erfahrener elterlicher Liebe. In diesem Zusammenhang sollte auch gesehen werden, daß die Kirche ihren Rückzug aus der Erziehung nicht fortsetzen darf. Die Seelsorge muß wieder in größerem Umfang zu ihrer pädagogischen Aufgabe an den Jugendlichen wie auch an den oft genug erziehungsunkundigen Eltern zurückfinden.